A. Einleitung:

Anlage der Arbeit und Überblick über die Tierdichtung bis zum 19. Jahrhundert.

I. Allgemeines:

Zweck der Arbeit: Beschäftigung mit dem Tier.

Als ich einige Zeilen über das Verhältnis Mensch - Tier bei dem Schweizer Josef Viktor Widmann las, kam ich auf den Gedanken, diese Arbeit über die Darstellung des Tieres in der Dichtung zu schreiben. Obwohl es heute mehrere kleine Aufsätze über eine bestimmte Tierdarstellung gibt, ist doch gerade das reiche Gebiet der Tierdichtung in grösseren Arbeiten wenig behandelt worden. Die wenigen Abhandlungen, die vorliegen, sind ziemlich beschränkt. Sie befassen sich mit einer bestimmten Literaturgattung, einer engeren Zeit oder mit gewissen Tiergestalten. Es gibt noch keine Darstellung, die das Tier als lebendes Wesen zeigt im Spiegel der deutschen Dichtung.

Die Darstellung des Tieres in der Literatur zu verfolgen, Entwicklungslinien dieser Gedanken aufzuzeigen, nahm ich mir vor. Die Zeit wählte ich nicht willkürlich aus. Erst im 19. Jahrhundert war die Menschheit reif genug, um das wirkliche Tier in seinem ganzen Wesen wahrzunehmen. Die damals neu entstandene Tierdichtung hat ihre Blüte im 20. Jahrhundert gefunden.

Diesen Stoff habe ich in drei Teilen behandelt:

1) Das einzelne Tier
2) Das Verhältnis des Tieres zum Tier
3) Das Verhältnis des Menschen zum Tier.

Der letzte Teil ist vielleicht der vielseitigste und stoffreichste. Jeder Mensch, der etwas Einfühlungsgabe besitzt, muss in dem Tier unseren "Grenznachbarn" sehen, wie F.Th.Vischer Hippel anführt. Herder schreibt in seinen "Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit: "Der Menschen ältere Brüder sind die Tiere. Ehe jene da waren, waren diese". Diesem Gedanken begegnet man öfter in der Dichtung, wenn auch oft nur andeutungsweise. Diese menschenähnliche Sicht hat die Fabeldichtung erst möglich gemacht.

Wer sich mit dem Tier beschäftigt, muss erkennen, dass es ein Wesen ist, welches sein Geheimnis in sich trägt. Der denkende Mensch will immer versuchen, ein Geheimnis zu lösen, und vielleicht ziehen uns die Tiere deshalb so an, weil sie ein alltägliches Geheimnis sind überall ins Auge fallend. Schöne Erlebnisse hat man mit einem Tier, und schön hat man sich darüber geäussert. Wer erfuhr noch nie, dass alles Schöne ein Geheimnis enthält?

Die Schönheit am wirklichen Tier hat man aber nicht immer so tief und innig empfunden. Diese Empfin-

dung ist auch nicht bei allen Völkern gleich. Ich will in der vorliegenden Arbeit versuchen, diese Entwicklungslinien darzustellen.

II. Geschichtlicher Überblick über die ältere Tierdichtung:

1) Das Ungeheuer und Fabeltier.

Bevor man sich ein Bild davon machen kann, welche Entwicklung das 19. Jahrhundert in die Tierdichtung gebracht hat, muss man das Vorhergehende kurz ins Auge fassen.

In den Überlieferungen der alten Sagen finden wir eine Tierwelt, die wir heute nicht mehr kennen. Siegfried musste mit einem Drachen kämpfen und der englische Beowulf mit Seeungeheuern. Man ist geneigt, dies alles als Phantasiegebilde anzusehen, doch ist man in der Wissenschaft teilweise der Ansicht, dass es doch in der Wirklichkeit wurzelt und dass ähnliche Tiere in einer grauen Vorzeit lebten. Aus der reinen Einbildungskraft kann der Mensch nichts schaffen. Er muss Anhaltspunkte haben, und diese Geschichten zeigen, dass er doch mit ähnlichen Geschöpfen zusammenlebte.

Auch haben Seefahrer von Ungeheuern, die im Meere leben, erzählt, und diese Geschichten lebten noch lange im Volke fort. Sogar heute noch erzählen Küstenbewohner

manchmal von einem unbekannten Tier. In alten Büchern kann man diese angeblich erschienenen Tiere abgebildet sehen.

2) Vorstellung von den bekannten Tieren und die Geschichte der älteren französischen und deutschen Literatur.

Diese Völker hatten aber nicht nur solche Vorstellungen von Tieren, sondern sie kannten auch dieselben Tiere, die wir haben, und stellten sie in ihren Erzählungen dar, die dann der abendländischen Welt überliefert worden sind und Einfluss auf die deutsche Literatur ausgeübt haben.

Im 2. Jahrhundert ist der "Physiologus" entstanden, ein Buch, das den Tieren eine moralische Deutung gab. Der Stoff ist antiken Dichtern wie Aristoteles entnommen, ferner der Bibel und der mündlichen Überlieferung. Der "Physiologus" wurde in orientalische Sprachen übersetzt und im 4. oder 5. Jahrhundert ins Lateinische. Dadurch ist er der abendländischen Literatur zugängig geworden und hat sogar auf die bildende Kunst gewirkt, insbesondere auf die Darstellung des Tieres in den Kirchen.

Es ist jetzt nötig, einen kurzen Blick auf die französische Tierdarstellung zu werfen, die auch die deutsche beeinflusste.

Die französischen "Bestiares" stammen vom "Physiologus" ab. Sie sind im Sinne des mittelalterlichen Naturglaubens geschrieben. Philipp von Thaon hat auf englichem Boden die älteste der "Bestiares" im Jahre 1125 geschrieben. Die verschiedenen Tiere, die er behandelt, haben eine christliche Deutung wie zum Beispiel der Phönix, der verjüngt aus der Asche steigt.

Die Tierfabel bringt eine Lehre. Bei den Griechen und Indern sind die ältesten Fabeln zu finden. Am bekanntesten sind die Fabeln von Äsop. Von ihm stammen die französischen "Ysopet" ab, die im 13. und 14. Jahrhundert geschrieben wurden.

Marie de France hat ein Fabelbuch mit dem Titel "Esope" geschrieben. Darin finden sich viele lateinische und griechische Fabeln, die auf mündlichem Wege bis nach England kamen, aber auch andere, deren Ursprung in der germanischen Kultur des Mittelalters zu suchen ist.

Noch eine andere Gattung der französischen Tierdichtung finden wir im deutschen wieder. Das ist der "Roman de Renart" eine Reihe von Erzählungen, die später in "Branches" zusammengefasst wurden. Am Anfang waren diese Geschichten nur unterhaltender Natur. Sie hatten noch nicht die Lehrhaftigkeit der Fabel, die Satire oder Allegorie des "Physiologus". Der Fuchs erscheint als der Held, und die Tiere sind nach ihrer Art einzeln gekennzeichnet. Die alleinige wirkliche Vermensch-

lichung der älteren Geschichten ist die Sprache der Tiere. Sonst handeln sie wie Tiere, ihren natürlichen Hilfsmitteln gemäss. Der Einfluss Aesops, der den Löwen zum König der Tiere machte, hat diese Vermenschlichung später erweitert.

Grimm hat behauptet, und es ist später bestätigt worden, dass diese Erzählungen von einer volkstümlichen Grundlage, von der Tiersage, ausgehen, und dass diese sogar in Märchen wurzelt.

Die "Romans de Renart" sind ihrerseits auch nicht ganz ohne deutschen Einfluss, da die Namen der Tiere zweifellos aus Deutschland stammen. Es sind Namen, die in französischen Gegenden nicht geläufig waren. Romanische Einflüsse wie zum Beispiel von der Fabel, der Klosterlegende und von lateinischen Gedichten kommen noch hinzu.

Die älteren deutschen Tiererzählungen zeigen diese ebengenannten Einflüsse.

Die deutsche Tiersage ist verbunden mit volkstümlichen Überlieferungen. Die Vermenschlichung der Tiere wurzelt in der mythischen Vorstellung des Volkes. Menschen werden ihrem Wesen nach wie bestimmte Tiere betrachtet und beschrieben oder Tiere werden wie Menschen behandelt. Auf diese Tiersagen haben Aesop und der "Physiologus" Einfluss ausgeübt.

"Ecbasis Captivi" bildet den Anfang der episch-satirischen Tierdichtung, deren Ende Goethe's "Reineke Fuchs" darstellt. "Ecbasis Captivi", das von einem Mönch und seiner Einstellung zum Klosterleben handelt, ist von Aesop stark beeinflusst. Unter dem Tierkleid verbirgt sich immer ein Mensch. Einige Züge des "Physiologus" sind auch noch zu erkennen.

Das Tierepos hat sich im Westen Deutschlands entwickelt, und, wie vorher angedeutet, haben die Deutschen und Franzosen sich gegenseitig beeinflusst. Herger bringt Motive aus der deutschen Tierfabel und -sage Im Elsass benutzt Heinrich von Glichezare französische Quellen. Er setzte die französischen "Branches" zusammen und gab sie als "Reinhart Fuchs" heraus.

Diese Geschichten oder ähnliche erscheinen hin und wieder in der deutschen Literatur. Bedeutend in dieser Überlieferung ist der "Reynke de Vos" von einem unbekannten Dichter, erschienen im Jahre 1498, Gottscheds hochdeutsche Übersetzung und Goethes "Reineke Fuchs" im Jahre 1794. Goethe hat sein Gedicht zur Zeit der französischen Revolution begonnen. Damals war er durch das Verhalten seiner Zeitgenossen sehr verstört und erklärte die Welt für nichtswürdig. Dann las er den "Reineke Fuchs". In der Darstellung der menschlichen

Schwächen in Tiergestalt erkannte er die grosse humoristische Wirkung und sah nun, indem er Mensch und Tier aufeinander bezog, seine Zeit mit anderen Augen an. Sein Gleichgewicht war wieder hergestellt; "denn" , so sagt er, "wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner geheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Und nun das köstliche Werk recht innig zu geniessen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung."

Wenn auch heute vor allem die Erzählungen von Reineke Fuchs sehr bekannt sind, gab es damals auch andere Tiererzählungen, die ihre Wirkung hatten. "Der Froschmäusler" von Georg Rollenhagen hatte auch zu seiner Zeit Bedeutung. Dass "Reineke Fuchs" im allgemeinen besser bekannt ist, ist zum grossen Teil Goethe zu verdanken.

3) Wesen dieser Tierdichtung.

Das Tier in der mittelalterlichen Literatur war ein Mittel zum Zweck. Gewiss hat man in etwa auf die tierischen Eigenschaften geachtet, so dass der Löwe als König erschien und der Fuchs als schlauer Bösewicht, aber sie sollten bestimmte Menschentypen vor-

stellen. Die menschliche Gesellschaft war in die tierische hineingedichtet. Die Tiere traten als Symbole auf, und die Dichtung, in der die Tiere erschienen, war satirisch, lehrhaft oder moralisierend. In seinen "Phantasiestücken in Callots Manier" schreibt E.T.A. Hoffmann von der Ironie, "welche, indem sie das Menschliche mit dem Tier in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Tun und Treiben verhöhnt." Diese Ironie wohnt aber "nur in einem tiefen Geiste."

Um die Haltung des Mittelalters zum Tier noch mehr zu verdeutlichen, seien die Tierprozesse dieser Zeit erwähnt, in denen ein Tier zum Beispiel als Mörder angeklagt und verhört wurde. Im Jahre 1499 wandte ein Rechtsanwalt im Schwarzwald in einem Gerichtsverfahren ein, dass ein Bär, den er verteidigen sollte, nur von seinesgleichen verhört werden dürfte, und die Diskussion über diesen Einwand verschob den Prozess um eine Woche.

B. Hauptteil:

Entwicklungslinien in der deutschen Tierdichtung seit der Romantik.

I. Allgemeine Wesenszüge der deutschen Tierdichtung seit der Romantik.

1) Die ältere Richtung in der neuen Zeit.

Wenn auch später neue Gedankengänge und Gesichtspunkte hinzutraten, sind die Linien der älteren Tierdichtung bis in die heutige Zeit zu verfolgen. Das Fabeltier lebt weiter und die Vermenschlichung der Tiere hält an.

In Fortsetzung der mittelalterlichen Auffassung von der Tiergeschichte als der Darstellung des Menschen im Tiergewand ist in Hoffmanns "Kater Murr" die Vermenschlichung des Tieres sehr weit fortgeschritten. Einmal muss "Kater Murr" sogar auf Studentenart für seine Ehre kämpfen. Diese Vereinigung von Tier- und Menschenleben bringt das satirisch-humoristische Element in die Geschichte hinein. Hoffmann fühlt aber, dass die Fähigkeiten seines Katers einer Verteidigung bedürfen und versucht, sie zu rechtfertigen: "Wer kann es sagen, wer nur ahnen, wie weit das Geistesvermögen der Tiere geht." "Ich begreife nicht,

warum einer angenehmen Hausbestie von glücklichen, natürlichen Anlagen nicht sollte das Lesen und Schreiben beigebracht werden, ja warum sich ein solches Thierlein nicht solle erheben können zum Gelehrten und Dichter." Hermann Schiff ruft in seiner Fortsetzung zu "Kater Murr" sogar die Naturwissenschaft auf, um die Vermenschlichung zu begründen. "Ja, unsere Naturphilosophen haben eine Stufenleiter von Wesen aufgestellt, und der Mensch selbst durchläuft mehrere dieser Stufen, bis er auf der höchsten Sprosse steht. Was ist darum natürlicher, als dass auch einmal ein anderes Wesen ausser dem Menschen sich zu einer solchen Stufe hinaufschwingt?"

"Der gestiefelte Kater" von Ludwig Tieck ist ein Kindermärchen, und deshalb ist hier der Kater ebenso wenig in seinen Möglichkeiten begrenzt wie "Kater Murr". Diese beiden Werke haben eine weitere Beziehung zueinander, da auch der gestiefelte Kater seine Lebensanschauung kundtut.

Das Märchentier ist auch heute noch nicht aus der Dichtung verschwunden trotz des grossen wissenschaftlichen Fortschritts. Die stolze Haltung einer sterbenden Katze erinnert Hans Carossa an das Märchen, in dem eine Katze einem Knaben das Leben bei einer Überschwemmung rettet. Als die Wiege auf dem stürmischen Wasser dahintreibt, springt die Katze von einer

Seite zur anderen, um das Gleichgewicht zu halten. Der Knabe wird später der Vater eines mächtigen Stammes.

In Carossa's Träumen nehmen die Tiere manchmal Märchengestalten an. Mäuse, die während des Weltkrieges in seinem Unterstand umherliefen, streiften an den geschliffenen Gläsern der Ungarn vorbei, so dass "es eine gar liebliche Folge heller Klänge gab." Die Mäuse schienen sich dadurch zu verändern. "Etwas geisterlich Koboldisches lag in der Luft, und vor einem ganzen Theater lustiger Mäusemetamorphosen schlief ich ein. Immer mehr entfärbten sich dabei die Tiere; schliesslich waren sie alle glänzend weiss und liefen auf einer grünen Fläche hin und her." Zwei weisse Tauben, die in einem anderen Traum erscheinen, enthüllen sich als "die zwei Ohren eines Maultierschimmels."

Manfred Kyber hält sich manchmal gar nicht an das wirkliche Tier. Sein Buch "Unter Tieren" bringt eine Reihe bunter Tiergeschichten, in denen das Tier oft gar nicht naturgetreu erscheint, obwohl Züge aus dem wirklichen Leben mit einfliessen und die Handlung sich aus dem Wesen des Tieres ergibt. Diese Tiere handeln nicht so, wie ein wirkliches Tier handeln würde, und sie reden menschenähnlich. Die leichte Art dieser

Geschichten gibt Manfred Kyber Gelegenheit, spöttische und kritische Bemerkungen über das menschliche Leben zu machen. In dieser Heiterkeit liegen aber auch ernste Gedanken, die für seine tiefere philosophische Einstellung zum Tier bedeutend sind, und zwar in Bezug auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier.

Waldemar Bonsels verbindet in seiner "Biene Maja" das Alte mit dem Neuen. Die "Biene Maja" ist ein Märchen aus der Tierwelt, aufgebaut auf dem Leben des wirklichen Tieres und auf dem, was die Wissenschaft darüber lehrt. Als die kleine neugierige Biene Maja ihren Weltflug macht und andere Insekten trifft, erzählen diese von ihrem Leben, ihren Gefahren und Neigungen. Als Märchen ist diese Erzählung voll Einbildungskraft geschrieben. Das Wissenschaftliche darin kann man als "Stoff" bezeichnen, die märchenhafte Einkleidung als "Form". Im folgenden wird gezeigt, wie Waldemar Bonsels beides verbindet.

Wenn eine neue Königin unter den Bienen erscheint, findet sie ihre Gefolgschaft, trennt sich damit von dem übrigen Schwarm und bildet ihr eigenes Nest. Hier wird dieser Vorgang als eine Revolution im Staat beschrieben. "Der Schwarm der Revolutionäre wird die Stadt verlassen. Sie haben schon eine neue Königin ausgerufen."

Die Töne einer Grille werden folgendermassen beschrieben: "Und unmittelbar, nachdem es angelangt war, richtete es sich auf gegen den Mond, hob den einen schmalen Flügel ein wenig und zog dann mit rauchen Strichen sein Beinchen am Rand des Flügels auf und nieder. Es sah aus, als geigte es auf einer versteckten Geige, und richtig entstand jener zirpende Silberton, der die ganze Mondnacht füllte."

2) Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert.

a) Genaue Beobachtung der Tiere.

Im 19. Jahrhundert macht sich eine neue Richtung bemerkbar. Man nimmt mehr Anteil an dem wirklichen Tier, und die neue Naturwissenschaft und Naturphilosophie erweitert die Kenntnisse.

Im Mittelalter wurde auch schon versucht, dem Wesen des Tieres nahe zu kommen, aber es herrschte im allgemeinen noch viel Vermutung und Ungenauigkeit.

Franziskus von Assisi (1182-1226) hat das Tier als ein Geschöpf Gottes und Bruder des Menschen angesehen, so dass er den Vögeln eine Predigt hielt. Er wollte dem Tier in s einem schwarzen Leben helfen.

Friedrich II. von Hohenstaufen (1212-1250) liess Tiere, besonders die seltenen, aus Asien und Afrika untersuchen.

Albertus Magnus (1193-1280) hielt sich genau an die Beobachtung, und wenn er etwas Aussergewöhnliches berichtet, kann man sicher sein, dass es von ihm wahrgenommen worden ist.

In der Renaissance schrieb Konrad Gesner (Zürich 1516-1650) sein Tierbuch mit vielen Abbildungen, die doch nicht naturgemäss waren. Sein Tierbuch wurde viel benutzt, aber der Mensch gehörte nicht in das Naturbild hinein. Linné (1707-1778) hat dieses zuerst getan.

Descartes (1596-1650) betrachtete die Tiere und auch die Menschen als Reflexmaschinen mit dem Unterschied, dass der Mensch auch eine Seele besass.

Montaigne (1532-1592) tritt als erster Gegner der kirchlichen Instinkttheorie auf und sieht im Menschen und im Tier die gleichen seelischen Eigenschaften. Leibniz (1646-1716) sieht in seiner "Monadologie" auch nur einen Unterschied des Grades zwischen Mensch- und Tierseele.

Im 19. Jahrhundert folgt man der genauen Beobachtung von Albertus Magnus. Jetzt will man die Tiere betrachten, wie man vorher Steine und Pflanzen betrachtet hat. Die Phantasie wird vollkommen abgelehnt. "Man schlägt jetzt mehr die Wege des Beobachtens und der Versuche ein, statt dass man früher mehr den Vermutungen, Lehrmeinungen, ja Einbildungen hingegeben war."

b) Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier.

Viele haben das Naturleben in einer Rangordnung abgestuft, wie Novalis schreibt: "Vielleicht hat die Pflanze ein zweifaches, der Mensch ein dreifaches Leben etc."

Die Entwicklung zum Menschen und die Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier sind Hauptfragen auf diesem naturwissenschaftlichen Gebiet. Hier hat Charles Darwin mit seiner Entwicklungslehre viel geleistet. Nach ihrem Körperbau werden alle Geschöpfe abgestuft und in eine Entwicklungskette gestellt - von den einfachsten Wesen bis zum Menschen, der am Schluss dieser Entwicklung als Krone alles Erschaffenen steht.

Der deutsche Naturphilosoph Friedrich Hufeland drückt sich ähnlich aus: "So sehen wir, wie die Natur ... sich allmählich ihrem Ziel... immer mehr nähert, bis sie es endlich im Menschen auf das vollkommenste erreicht."

Auch Goethe, der sich mit der Anatomie, besonders mit der Knochenlehre beschäftigte, sieht die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier und findet im Tier ein bedeutendes Hilfsmittel für das Studium des menschlichen Körpers, "denn das Tier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausspricht, die einzelnen Theile grösser und charakteristisch in die Augen fallender sind."

Genau wie die Chemie ein unersetzlicher, obwohl nicht immer angenehmer Teil des Mineralstudiums ist, so ist die Zergliederung der Körper nötig für die vergleichende Anatomie. Die Chemie kann trennen und vereinigen; die Zergliederung dagegen nur trennen: "Sie gibt aber dem menschlichen Geiste Gelegenheit, das Todte mit dem Lebenden, das Abgesonderte mit dem Zusammenhängenden, das Zerstörte mit dem Werdenden zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Nicht nur auf diesem physiologischen, sondern auch auf psychologischem Gebiet wird das Tier eingehend beobachtet. Auch hier gibt es Gesichtspunkte, wonach die Tiere sich unterscheiden, und wieder an der Spitze steht der Mensch mit seinem Selbstbewusstsein. "Nur im Menschen ist jene Wirklichkeit des Seins, welche sich auf ein Teilhaben am göttlichen Sein gründet, darum ist auch bloss in ihm ein wahres Selbstbewusstsein; im Tier ist es zunächst nur ein beziehungsweises Sein für und zu allen anderen Kreaturen, ein Teilhaben an dem Sein der ganzen Sichtbarkeit."

Auch Schopenhauer beschäftigte sich mit dem Wesen des Tieres und des Menschen. An seinem Studium gewinnt er die Erkenntnis,"dass das Wesentliche und Hauptsächliche im Thiere und im Menschen dasselbe

ist." Der Unterschied zwischen beiden ist nicht primär, sondern sekundär, - ist nicht der Wille, denn das ist die entscheidende Kraft in der ganzen Natur, sondern die Vernunft, der Intellekt. "Die Thiere haben bloss einen einfachen Intellekt, wir einen doppelten: nämlich neben dem anschauenden noch den denkenden." Die Tiere stehen deshalb in einem unmittelbaren Verhältnis zu irgend einem Gegenstand. Ihnen fehlt auch die Vorstellungskraft. Wenn sie sich an irgend etwas erinnern, wird diese Erinnerung erst durch andere Gegenstände hervorgerufen. Die höheren Tiere zeigen manchmal Verständnis und Vernunft, wie der Elefant, dessen Gedächtnis durch seine zweihundertjährige Lebensdauer unterstützt wird.

Die Affen stehen den Menschen am nächsten, sowohl in ihrem Körperbau als auch in ihren geistigen Fähigkeiten. Der Instinkt schaltet immer mehr aus; sie können den Menschen nachahmen und gewisse Aufgaben lösen. Beim Vergleich mit anderen Tieren schreibt Herder über die Affen: " Der Affe dagegen hat keinen determinierten Instinkt mehr: seine Denkungskraft steht dicht am Rande der Vernunft; am armen Rande der Nachahmung." Wenn sie eine Aufgabe lösen müssen, können sie besser als andere Tiere gewisse Gegenstände zusammenstellen, um ein Ganze zu geben, womit sie das gewünschte Ziel erreichen kön-

nen. Die Gestaltpsychologie hat mehr als ein Beispiel für diese Fähigkeit gegeben, und andere Tiere zeigen dieses in nicht so starkem Masse, "denn weder der weise Elephant noch der gelehrige Hund thut, was er zu tun vermag: er will sich vervollkommnen. Aber er kann nicht die Thür ist zugeschlossen." Zur Vernunft der Menschen reichen seine Fähigkeiten doch nicht hin. Die Affen können sich zusammenschliessen, um die Neger von ihrem Feuer zu vertreiben und sich selbst daran zu erwärmen, aber das Feuer selbst erhalten können sie nicht.

Der Mensch als Krone der Schöpfung erscheint also über das Tier erhoben als das Vernunftwesen, und nach Lorenz Okens Ansicht "Das Tierreich ist nur das zerstückelte höchste Tier - Mensch".

In diesem Sinne schreibt auch Edgar Dacqué im 20. Jahrhundert. Die tierischen Formen, die wir haben, sind Abspaltungen einer Linie, die in der Entwicklung zum Menschen führt. Diese Formen haben sich zu sehr im einzelnen entwickelt und blieben stehen, keiner Weiterbildung fähig. "Die bisherige Form der Abstammungslehre ...ist ja nicht der Meinung gewesen, dass irgend ein heutiges Amöb oder Amphibium der Ahne des Menschen sei, sondern dass es eben andere, geologisch ältere waren, die entweder nur auf einer Linie oder auf mehreren, durch viele sonstige tierische Zwischenstadien, zum Menschen wurden und von denen sich gelegentlich Seiten-

zweige ablösten und in entwicklungsgeschichtliche Sackgassen gerieten und Nichtmenschenhaftes hervorbrachten."

Herder drückt dasselbe ähnlich aus, wenn er sagt, dass die hohe, einseitige Entwicklung der verschiedenen Tiere im Menschen nicht zu finden sei. Nur das hat sich vereinigt, was sich vereinigen liess. "Der Mensch endlich scheint unter den Erdthieren das feine Mittelgeschöpf zu seyn, in dem sich, so viel es die Einzelheit seiner Bestimmung zuliess, die meisten und feinste Stralen ihm ähnlicher Gestalten sammeln."

Das einfache und ursprüngliche Naturgebilde der Vorzeit scheint auf den Menschen als letztes Ziel der Entwicklung hinzuweisen. "Wir kommen zu der Überzeugung, dass der Mensch auch schon in der niederen organischen Natur der stammesgeschichtliche Urgrund war, dass diese schon Teil von seinem Wesen war, als er in noch älteren geologischen Epochen selbst als Wirbeltierform noch nicht in das physisch sichtbare Dasein getreten war."

Der Mensch hat sich entwickelt, indem er das Tierhafte von sich immer mehr abstreifte. Der hochentwickelte Mensch zeigt zur gleichen Zeit eine ursprüngliche Einfachheit. "Denn nur der vollendet aufrechte Gang, den kein Tier je erreichte, nur die vollendete Entwicklung des intellektuellen Grosshirns

und damit des Schädels, die in Zukunft noch steigerungsfähig ist, nur das vollendete Antlitz - das sind die Dinge, in denen er gegenüber der ganzen Tierwelt einseitig entwickelt dasteht. So ist die jetztweltliche Menschengestalt eben jenes Wunder der organisch schaffenden Natur, bei dem die grösste Einfachheit mit der grössten Vollendung gepaart erscheint. So ist doch der Mensch, wie er vor uns steht, die Krone der lebenden Natur; aber nicht im Gedankengang der älteren Abstammungslehre als ein letzter Zweig, auch nicht im Sinne einer missverstandenen religiösen Auffassung als eigenes, der Tierwelt fremd gegenüberstehendes Schöpfungswerk: sondern als beides zugleich, indem seine jetzige vollendete Gestalt im Lauf eines langen Leidensweges sich immer reiner als Ausdruck der lebendig in ihm liegenden Entelechie heraushob, die Idee seines Wesens immer mehr und mehr wie ein Symbol verwirklichend, wobei sein ursprünglicher, das Tierische mit umfassender Stamm alles das aus sich entliess, was sich im Lauf der erdgeschichtlichen Zeit an Gestalten neben ihm entfaltet hat und um das er selbst Schritt für Schritt tierisch ärmer, menschlich reicher wurde. Dieser Gedanke löst den schier unüberbrückbaren Widerspruch, der in der Vorstellung einer Urform höchster Entwicklungshöhe und zugleich höchster Einfachheit

liegt. In diesem Gedanken ruht auch die Versöhnung zwischen der uralten, das Bild des Menschen rettenden Schöpfungsidee und der ihr nur scheinbar entgegenstehenden neuzeitlichen Abstammungslehre."

3) Einflüsse der Naturwissenschaft auf die Tierdichtung.

Diese wissenschaftlichen Methoden und Ergebnisse haben dann auch auf die Dichtung übergegriffen. Hier wie da sucht man das wirkliche Tier, seine Stellung in Natur und Welt, seine körperlichen und seelischen Fähigkeiten. Wie sieht das Tier aus, wie lebt es? Wie handelt es? Kann es denken, fühlen oder sprechen? Alle diese Fragen versucht man zu beantworten. Der Dichter, der dieses kann, muss zuerst auch Wissenschaftler und Naturphilosoph gewesen sein und oft verwischt sich die Grenze zwischen Dichtung und Wissenschaft. Das Verlangen nach einer wahren Darstellung des Tieres hat begonnen.

a) Unmittelbare Übernahme wissenschaftlicher Methoden und Ergebnisse.

Die neue naturwissenschaftliche Anteilnahme äussert sich in der Dichtung des 19. Jahrhunderts manchmal in sachlicher Form, da man wissenschaftliche Tat-

sachen und Beschreibungen unmittelbar in eine Dichtung hineinstellt. In seinem Buch "Auch Einer" erzählt F.Th. Vischer, wie ein Hund, dessen Pfote gekitzelt wird, mit der Hinterpfote scharrt infolge einer Reflexbewegung. Adalbert Stifter gibt im "Nachsommer" einen ausführlichen Bericht über das Leben der Singvögel und über Tiere als Wetterpropheten.

Auch E.T.A. Hoffmann erzählt in seinem phantasievollen "Kater Murr" von den ersten Empfindungen des Katers, von der Fähigkeit, "den Schweif in den zierlichsten Kreisen zu schlängeln", vom Knurren und von dem Wörtlein "Miau", das alle Empfindungen und Leidenschaften ausdrückt. Die Wissenschaft beschäftigt sich gerade mit der Bedeutung dieses Schlängelns und dieses kleinen Wörtleins.

b) Mittelbare Beeinflussung:
die neue Darstellung des Tieres.

Nicht nur in dieser engeren wissenschaftlichen Beziehung, sondern auch sonst erscheint in der Literatur des 19. Jahrhunderts eine Neigung für das Leben der Tiere. Die Naturphilosophen treiben ihre Forschungen, legen ihre Ansichten nieder, und neben das Fabeltier tritt jetzt das wirkliche Tier. Die Schriftsteller versuchen es darzustellen, wie sie es beobachtet haben; auch das Leben der Tiere unter sich und unter den Menschen wird berücksichtigt.

4) Einteilung der neuen Tierdichtung.

Die Werke, in denen derart vorgegangen wird, kann man in zwei grössere Gruppen einteilen:

a) Reine Tierdichtung, in der das Tier Hauptgegenstand der Dichtung ist,
b) Dichtungen, in denen das Tier neben anderen Gegenständen behandelt wird.

a) Reine Tierdichtung.

Reine Tiergeschichten sind die, in denen die Tiere als Hauptdarsteller in ihrem Lebensspiel auftreten. Jägergeschichten, Tierbeschreibungen und Tiergeschichten wie die von Widmann gehören in diese Gruppe. Das Tier zieht die gesamte Aufmerksamkeit auf sich.

Um die Tiere gut kennen zu lernen, ist die genaueste Beobachtung des Tierlebens nötig. "Darum wissen Jäger, Holzhauer und Menschen, welche einsam sind und zur Betrachtung dieses abgesonderten Lebens aufgefordert werden, das meiste von diesen Dingen." Wenn man von Jägergeschichten spricht, denkt man unwillkürlich an Hermann Löns. Dieser hat eine ganze Reihe von kleineren Geschichten über das Tier geschrieben; er beschreibt das, was er bei der Jagd erlebt, in klarem, einfachem Stil. Manchmal gibt er ein Stimmungs-

bild von der Natur; oft erzählt er, wie er ein bestimmtes Wild erlegt, oder wie die Tiere ihr Leben verbringen. Seine Tiere sind immer gattungstreu. Sie haben Seelen; sie fühlen und denken und erzählen uns davon. Egon Frhr. von Kapherr hat das Tier auch auf der Jagd kennen gelernt und erzählt von dem wahren Leben der Tiere in ihrer Umgebung, obwohl er die wirkliche Welt zum Teil mit einer erdichteten verquickt.

Zu den Tierfreunden, die einen Teil ihres Lebens unter Tieren verbracht haben, zählen Alfred Brehm und Paul Eipper. Sie erzählen keine Tiergeschichten im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern schreiben eine Wiedergabe ihrer Beobachtungen des Tierlebens auf Reisen, im eigenen Heim, im Zirkus oder Zoo. Diese Beschreibungen scheinen uns Tagebüchern der Tiere entnommen zu sein. Besonders Alfred Brehm hat durch seine Bücher nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt zu einer neuen Betrachtung des Tierlebens gebracht. Seine Tiergeschichten sind niedergeschriebene Beobachtungen der verschiedenen Tiere - Affen, Elefanten, Löwen, Vögel - und die Tierseele offenbart sich durch eine einfache Beschreibung der Tätigkeit der Tiere. Nach dieser Offenbarung sah die Welt die Tiere mit anderen Augen an, so dass es nicht mehr recht erschien, ein Tier zu schlagen oder zu quälen. Das berühmteste

Werk von Brehm ist sein "Tierleben", eine Tierbeschreibung, der in anderen Ländern nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt werden kann. Sein Werk wurde später von anderen nachgeahmt, und die Bücher des heute lebenden Schriftstellers Paul Eipper sind in der Nachfolge von Brehms "Tiergeschichten" entstanden. Paul Eipper, der Brehm in seinen Werken manchmal erwähnt, schreibt über ihn: "In Brehms Persönlichkeit vereinigte sich aufs glücklichste eine Fülle trefflicher Eigenschaften: er war zugleich Führer und Erzieher, Naturforscher und Gelehrter, Baumeister und Tierfreund Beherrscher der deutschen Sprache und ein beschwingter Dichter."

b) Darstellung des Tieres innerhalb eines anderen Stoffes.

In der zweiten Gruppe - nämlich den Geschichten, in welchen Tiere erscheinen - stehen Dichtungen in der Art Adalbert Stifters oder Hans Carossas. Diese Erzählungen sind an sich keine Tierdichtungen, sondern sie haben einen anderen Hauptgegenstand, doch sind viele von den schönsten Äusserungen über Tiere in diesen Werken zu finden. Solche Geschichten kommen viel häufiger vor als die reinen Tiergeschichten. Da sie weniger in die Einzelheiten des Tierlebens hineingehen, brauchen die Kenntnisse des Tierlebens nicht so breit und tief zu sein.

5) Kennzeichnung der Tierdichtung im 20.Jahrhundert

Das 20. Jahrhundert setzt die Bestrebungen des 19. fort, aber die Zahl der Tierbücher ist viel grösser. Es mag daran liegen, dass der Weltkrieg den Glauben der Menschen an sich selbst zerstörte, so dass der Mensch seine Zuflucht zu den Tieren nimmt. Dieser Gedanke der Zuflucht kommt auch in der Dichtung öfter zum Ausdruck. Jedoch würde es zu eng und zu einseitig gesehen sein, wenn man dies als einzigen Grund für das Zunehmen der Tierliteratur nach dem Weltkrieg angeben wollte. Man darf nicht vergessen, dass die neue Zeit überhaupt reger ist. Es wird im Ganzen vielmehr geschrieben, und man müsste das Verhältnis der Zahl der Tierbücher zu der übrigen Dichtung im 19. und 20. Jahrhundert miteinander vergleichen können, bevor man ein richtiges Bild von dem Umfang der Tierdichtung erhält. Das 20. Jahrhundert zeichnet sich dadurch aus, dass es mehr nach einer reinen Tierdichtung strebt.

II. Die Darstellung des einzelnen Tieres.

1) Allgemeine Beschreibung des Tieres.

a) Reine Beobachtung.

Nach dem Beispiel des strengen Beobachtens und Beschreibens in der Wissenschaft wird auch in der Literatur das einzelne Tier beschrieben.

Mit Recht erwartet man, dass die vorher genannte reine Tierdichtung die Darstellung genauestens gibt, und diese Erwartung wird auch erfüllt. Am strengsten gehalten sind die Berichte von Alfred Brehm oder Paul Eipper, die die Tätigkeit eines bestimmten Tieres beobachten und beschreiben.

Unter den zahlreichen Beschreibungen Alfred Brehms findet sich folgende über das Spiel der Marderkinder: "Ebenso wunderlich wie hübsch ist auch das Spiel der allerliebsten Wieselchen, wenn sie sich im hellsten Sonnenschein mit der Mutter auf Wiesen umhertreiben, zumal auf solchen mit vielen Maulwurfslöchern und anderen unterirdischen Gängen. Lustig geht es beim Spielen zu. Aus diesem und jenem Loche guckt ein Köpfchen hervor; neugierig sehen sich die kleinen hellen Augen nach allen Seiten um. Es scheint alles ruhig und sicher

zu sein, und eins nach dem andern verlässt die Erde und treibt sich im grünen Grase umher. Die Geschwister necken, beissen und jagen einander und entfalten dabei alle Gewandtheit, welche ihrer Art eigentümlich ist."

In dem Tierroman oder in kleinen Erzählungen ähnlicher Art wird das Tierleben im allgemeinen beschrieben, und der Tierheld tritt oft für die Gattung auf. Er handelt nach seinen Lebensgesetzen, und die Geschichten über ihn sind eine gute Einführung in das wahre Leben wirklicher Tiergattungen.

Wenn Hermann Löns die kleine Erzählung "Mäuschen im Busch" schreibt, spricht er nicht von dem Leben einer bestimmten Maus, sondern vielmehr von dem Leben aller Mäuse. "Es hat sich in dem Schlehenbusch eine Stelle ausgesucht, wo die Brombeerranken kreuz und quer die dornigen Zweige durchflechten und hohes Schilfgras emporgeschossen ist. Da schlüpft es hin und her, ein langes blondes Grasblatt vom vorigen Jahr zwischen den Zähnen haltend. Das wickelt es um einen Zweig, schlingt es um einen andern, knotet es an einem dritten fest, holt ein neues Blatt, knüpft es neben dem andern an, und arbeitet so lange, bis ein rundes Nestchen, so gross wie eine Männerfaust, mit einem engen Eingang an der Seite im Rohbau hergerichtet ist. Dann sucht es sich die zartesten der alten Grasblätter, zerschrotet sie mit den Zähnen, polstert da-

mit das Nestchen aus und verbessert es noch hier und da, bis nichts mehr daran zu tun ist."

Genaue Berichte über das beobachtete Verhalten der Tiere werden auch in die Geschichten eingefügt, die sonst von einem anderen Stoff handeln, wie die vorhergenannte Gattung b). Was Hans Carossa über die zwei Katzen in seinem Buch "Geheimnisse des reifen Lebens" erzählt, hat er zuerst gesehen. Die eine schwarze Katze "wenn auch gutmütig, erweist sich doch als die niedrigere Natur" ihrer Mutter gegenüber, die sehr reizbar ist "und ewig von dem Wahn gequält, wir empfänden nicht genug Achtung vor ihr." Nach einem Streich von den Menschen gespielt zieht sie sich gekränkt zurück. Ihrer Tochter gegenüber ist sie sehr streng und ohrfeigt sie, aber sie "verwandelt sich sofort in die zärtlichste Mutter", wenn Menschen "dem schwarzen Kind zu nahe kommen." Dieses Kind ist aber ungezogen der Mutter gegenüber, wenn es glaubt, dass diese bei den Menschen in Ungnade stehen.

Für eine grössere allgemeine Behandlung einer Tiergattung innerhalb eines anderen Stoffes nenne ich wieder die Beschreibung der Singvögel in Adalbert Stifters "Nachsommer".

Nun sieht man auch, dass es nicht weiter nötig ist, den Humor in das Tierleben hineinzudichten. Als Motto zu seinem Buch "Unter Tieren" schreibt Manfred Kyber unter anderem: "Tiere haben ihre Komik und ihre

Tragik wie wir." Diese "Komik" liegt vor unseren Augen; wir brauchen sie nur zu sehen. Bei einem kleinen Zwischenfall mit Katze und Vogel hat Hans Carossa den Humor gesehen und zeigt ihn in der genauen Wiedergabe. Die vorher genannte schwarze Katze legt sich wiederholt in der Nähe eines Vogelnestes hin und lässt sich von dem wütenden Geschrei des Vogels nicht stören. "Diese Unwirksamkeit seiner wilden Schreie muss den Vogel rasend gemacht haben: plötzlich sass er festgekrallt auf ihrem Kopf und pickte darauf so wütend herum, dass sie mit riesigen Sätzen die Flucht ergriff. Nun meidet sie den Ort, und der Vogel bleibt still."

Die reine Beschreibung des Zwischenfalls hat schon ihren Humor. Mancher wird bestimmte Menschentypen in diesen zwei Gestalten finden und sieht den Humor von Seiten der Menschenähnlichkeit, die doch nicht ganz zum wahren Menschlichen reicht. Über diese Betrachtung des Tieres schreibt Schopenhauer, "dass gewisse Thiergestalten wie Affen, Kängurus, Springhaasen u.dgl. uns bisweilen lächerlich erscheinen, weil etwas Menschenähnliches in ihnen uns veranlasst, sie unter den Begriff der menschlichen Gestalt zu subsumieren, von welchem wieder ausgehend, wir ihre Inkongruenz zu demselben wahrnehmen."

F.Th. Vischer äussert sich auch darüber mit den Worten: "Legt man ihnen einen Menschen unter, so gibt es zu lachen auf Tritt und Schritt", aber er nennt noch eine weitere Bedingung. "Wer die Thiere nicht liebt, dem fehlt die Phantasie, diese Unterlegung zu vollziehen."

Man kann jetzt sehen, wie klein der Schritt zu der Tierfabel und verwandter Dichtung ist. Der Humor in der Menschenähnlichkeit führt leicht dahin. Novalis hat die Natur überhaupt witzig genannt, aber "im Tierreich war die Natur am witzigsten, durchaus humoristisch. Äsopische Fabel."

b) Hilfsmittel der Tierbeschreibung.

Das beobachtete seelische Leben des Tieres ist schwerer zu schildern als rein äusserliche Begebenheiten. Man sieht aber in dem Tier viele menschliche Eigenschaften, und man gebraucht dieselben Ausdrücke, die man für einen Menschen gebrauchen würde.

Das Tier hat einen gewissen Stolz auf die Fähigkeiten seiner Art. Der Grashüpfer macht einen langen Sprung und prahlt: "Selbst das grösste Tier der Welt, der Elefant, ist nicht in der Lage, einen solchen Sprung auszuführen." Der Hase sieht, wie sein Geschlecht "Herr der Erde" wird, "denn sein ist die höchste Fruchtbarkeit und das reinste Herz."

F.Th.Vischer merkt, wie die Tiere "auch sehr eitel sind" oder "ungeheuer neugierig wie leere Menschen." Der Hund ist ein "Renommist", der "thut, als wollte er die Welt zerfleischen, ja das Kantische Ding an sich zerschlitzen."

Ein Vergleich mit den Menschen wird gezogen, wo die Anwendung reiner Beschreibung nicht genügt. So beschreibt F.Th. Vischer das, was in der Seele einer Hundemutter vor sich geht, wenn ihr Kleiner zum ersten Mal bellt: "Ich bin überzeugt, eine Hundsmutter ... fühlt dasselbe, was eine menschliche Mutter, wenn sie ihrem Sohn, welcher Theologie studiert und welcher die erste Predigt thut, mit Mann, Vetter und Base hineingeht."

Ein weiteres Hilfsmittel in der Tierbeschreibung sind die Tiernamen, die aus dem Tierwesen stammen. Nach den Eigenschaften, die die Tiere zeigen, werden auch treffende Vornamen für einzelne Tiere erfunden. Die ältere Literatur hatte solche auch schon für die Tiere. Diese kehrten aber ständig wieder, so dass der Fuchs immer den Namen "Reineke" führt, der Wolf "Isengrin" und der Hahn "Chanticleer". Die neuen Vornamen ergeben sich aus den Eigenschaften der Tiere und beschreiben diese. Der Habicht heisst

"Griepte Höhnerdeiw", der Hase "Mümmelmann" und die Stubenfliege "Puck".

c) Benutzung der Tierbeschreibung.

Die Tierbeschreibung ist manchmal nur als Mittel anzusehen. Wegen der Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier lässt sich seinerseits der Mensch durch ein Tierbild beschreiben. Wie dieses die Beschreibung verdeutlicht und anschaulich macht, zeigen folgende Beispiele aus Adalbert Stifters Werk "Die Narrenburg". "Sie hing in meinen Armen wie die Taube in denen des Geiers, gefasst auf alles... und so starb sie auch an einem Nachmittage, die brechenden Augen noch auf mich gerichtet, wie das arme Thier den Mörder anschaut, der ihm die Kugel in das furchtsame Herz gejagt hatte."

Hans Carossa verwendet Tierbilder auch, um Gegenstände zu beschreiben. Es gibt Blätter "die lang und haarig waren wie die Ohren junger Kaninchen". "Der Innensamt" der Trompetenzunge "hatte die Farbe grosser Nachtfalter", und ein rosenfarbenes Jesukind seiner Mutter sieht er beim Einschlafen über der Bettdecke, und er will es "wie einen Schmetterling" ergreifen.

Indem das Tier die Naturbeschreibung belebt, sieht man nicht ein gleichbleibendes (statisches) Bild von Pflanzen und Gewächs, sondern ein wechselndes (dynamisches), wo das Tier sich bewegt und nach den Naturgesetzen sein Leben führt. Wenn Adalbert Stifter den Herbst beschreibt, sieht man nicht die Blätter, die sich färben oder fallen, sondern "die Kohlmeise wurde nicht mehr gehört, der Krammetsvogel war fort, und fast täglich zog sich durch den grauen Himmel der graue Faden der Wandergänse, nach Südland ziehend."

Bei Hermann Löns gibt das Erwachen der Tiere zusammen mit dem Aufblühen der Pflanzen ein vollendetes Bild von der Ankunft des Frühlings. "Da blühten Windröschen, Schlüsselblumen und Nielzkraut schon, da flog Fuchs und Zitronenfalter, da sass die Amsel auf dem vollen Gelege". Friedrich Schnack stellt die Geburt eines Sohnes in das Frühjahr hinein, eine Zeit, in der im Pflanzen- und Tierreich alles neu geboren wird.

2) Beschreibung bestimmter Tiergattungen.

Obwohl es nicht Zweck dieser Arbeit ist, Stellung zu jedem einzelnen Tier in der Dichtung zu nehmen, ist es doch interessant, einige Tiere kurz herauszugreifen, für die besonders ausgeprägte Zu- oder Abneigungen vorhanden sind.

Wo man Beschreibungen des Tigers liest, findet man immer dasselbe ausgedrückt, nämlich Bewunderung über die Schönheit dieses Tieres. Jedesmal, wenn Bengt Berg das Antlitz des Tigers im Dschungel sieht, denkt er an Marco Polo's Beschreibung dieses Tieres, die mit den Worten anfängt: "Es ist wunderbar anzuschauen." Auch F.Th. Vischer spricht in "Auch Einer" von der Schönheit des Tigers, und Paul Eipper bringt in seinem Buch "Liebe zum Tier" einen indischen Spruch der mit der Zeile schliesst: "Und woran erkenne ich den Tiger? - An seiner Schönheit!"

Die gewöhnlichen Haustiere werden im allgemeinen hoch geschätzt und von ihnen ist oft die Rede in der Tierdichtung. Jean Paul hatte eine Vorliebe für Hunde, obwohl er nicht viel von Tieren in seiner Dichtung erwähnt. Spitze hatte er sehr gern und setzte seinem Spitz ein kleines Denkmal im "Hesperus" mit den 45 Hundsposttagen, in dem der Hund die Post bringt, um

die Geschichte weiter zu erzählen. Sein Plan, einen Anhang zum "Hesperus" zu schreiben, um den Spitz zu verherrlichen, blieb unausgeführt. Auch Adalbert Stifter liebte besonders Hunde, was in seiner Dichtung sehr oft zum Ausdruck kommt.

Paul Eipper findet die Katzen am schönsten, "weil von allen Tieren die katzenartigen ihr Wesen, ihre Persönlichkeit am meisten sich bewahrt haben, kraftvoll sind und graziös zugleich, stark, kampfesfähig, dabei von einer federnden Anmut in jeder Bewegung ihres Körpers - eben unverbildet natürlich."

Die kleinen Geschöpfe der Welt sind uns nicht alle gleich schön. Mancher wird mit Hans Carossa übereinstimmen, wenn er beschreibt, wie die hellen Gestalten ihn erfreuen. "Besonders die zierlichen rot und grün schimmernden Käfer liess ich als Gott gewisslich wohlgefällige Wesen unter freundlichen Zurufen ihre Wege ziehen, verhärtete dagegen mein Herz gegen hässliche dunkle Geburten." Unter diesen dunklen Geburten waren Maulwurfsgrillen, Ohrenschlüpfer, Tausendfüssler und überhaupt die übermässig schnell laufenden, deren Eile ihm als Folge eines bösen Gewissens erschien. Die christliche Lehre vom Himmel, Erde und Hölle wirkte stark auf Carossa, so

dass er anfing, "in den kleinen Ungetümen Abkömmlinge des Teufels zu verfolgen." Erst nach Jahren erkannte er, dass es uns vor diesen Tieren graut, "weil wir den Sinn ihrer Gestalt nicht erkennen und unsere eigene Unruhe in sie hineindichten."

3) Geistige Fähigkeiten des Tieres.

a) Verstand.

Die Naturphilosophen hoben den Verstand als eine ausgesprochene menschliche Fähigkeit hervor. Adalbert Stifter hat das in seinem "Nachsommer" erwähnt, wo er von den Nerven der Tiere schreibt. Sie sind empfindlicher als die Nerven der Menschen, aber diesen hat die Natur deshalb "etwas viel Höheres zum Ersatze gegeben, den Verstand und die Vernunft, wodurch er sich zu helfen und sich seine Stellung zu geben vermag."

Die verschiedenen Tierarten stehen auch nicht auf einer Stufe des Verstandes. Durch Erfahrung weiss man, dass ein Pferd, Elefant oder Hund mehr begreift und versteht als eine Katze, so dass die ersteren sich nützlicher machen können. Tiecks "Gestiefelter Kater" sieht aber keinen Vorzug darin. Die Katzen

zeigen ihre Klugheit nicht, so dass sie den Menschen nicht zu dienen brauchen wie die Hunde, welche deshalb von Kater Hinze verachtet werden. "Was muss der Hund nicht Alles thun und lernen! Wie wird das Pferd gemartert! Es sind dumme Thiere, dass sie sich ihren Verstand merken lassen, sie müssen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben; aber wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unserer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wissen, dass es der Mensch ganz aufgiebt, uns zu erziehen."

b) Sprache.

Sicher können die Tiere nicht sprechen wie wir, aber sie können sich doch verständigen und uns auch zum Teil verstehen. Der gestiefelte Kater, der das Menschengeschlecht im allgemeinen nicht besonders hoch schätzt, hat auch seine Meinung darüber, warum die Katzen nicht sprechen können. "Wenn wir nicht im Umgange mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen." Die Fähigkeit der Tiere, unsere Sprache zu verstehen, wird manchmal überschätzt. Adalbert Stifter behauptete, dass sein Hund "Lidy" die menschliche Sprache hätte verstehen können. Als Beweis dafür sagte Stifter bei einer Unterhaltung, ohne den Ton überhaupt zu ändern: "Lidy, geh in den Papierkorb." Der Hund lief sofort

dahin. Der Beweis hielt nicht lange stand, denn ein Freund, der da war, sprach später den folgenden Satz aus: "Lidy, geh nicht in den Papierkorb," und trotzdem lief der Hund dahin.

Irgendwie können wir die Tiere doch mit unseren Worten beeinflussen. Der kleine "Mario" von Waldemar Bonsels warf sich ins Gras und sprach mit einem Igel. Der lief zuerst fort, aber"da kam er zurück, lebhaft und zutraulich, obgleich es Tag war." Maria von Ebner-Eschenbach erklärt uns das in ihrer Geschichte "Die Spitzin". Hier sagt sie, dass der Ton der Menschensprache mehr auf die Tiere wirkt als die Worte selbst. Als Anton der Spitzin die Jungen wegnimmt, spricht Provi sanft mit ihr und sagt, dass man ihr die Jungen wegnehmen will; aber weil er so sanft mit ihr spricht, vermutet sie nichts. "Ein Mensch sprach einmal gütig mit ihr, so war auch seine Meinung gütig."

Wir wissen aber, dass einige Tiere wirklich etwas von der Menschensprache verstehen. Jean Paul's Pudel konnte Silben sehr scharf unterscheiden. Heute wissen wir, dass das Ohr eines Hundes viel empfindlicher als das eines Menschen ist. Einige Hunde können auch bis zu 200 verschiedene Befehle aufnehmen..

Tiere können sich auch verständlich machen. Dass der Hund seine Gefühle durch Wedeln ausdrückt, wird öfters erwähnt, und Jean Paul behauptet, dass das Wedeln des Hundes mehr ausdrücke als die menschliche Sprache. Kater Murr ist stolz auf sein Wörtlein "Miau". "Was ist die Sprache des Menschen gegen dieses einfachste aller einfachen Mittel, sich verständlich zu machen!" Paul Eipper's Katzen sprechen mit ihm, indem sie sich an ihm hochziehen und ihre Krallen festhalten. Natürlich tut das weh, "aber wer kann sich wehren, wenn ein Tier zu uns redet?"

Waldemar Bonsels löst dieses ganze Problem, wenn er sagt, die Tiere sprächen miteinander durch einen allgemeinen Ausdruck der Seele. Gewöhnlich verstehen sie sich nur, wenn sie gleicher Art sind, - "in einem aber verstand jeder den anderen sogleich: in der Äusserung der Furcht oder des Schreckens und der Warnung vor herannahender Gefahr." Die einzelnen Worte der Menschen verstehen die Tiere nicht "aber sie verstehen mehr als Worte."

Es bleibt noch einiges zu erklären über den Gebrauch der Tiersprache in der Dichtung. Die Gesichtspunkte sind hier verschieden. In der älteren Literatur war, wie bereits erwähnt wurde, die Sprache der Menschen einfach in den Mund des Tieres gelegt, und dieses

tun immer noch die Schriftsteller, die sich gar nicht an das wirkliche Tier halten wollen. So sprechen auch Tieck's "Gestiefelter Kater" und die Tiere in Kipling's "Dschungelbuch", das noch weiter geht insofern, als jede Tierart-wie die verschiedenen Rassen der Welt-ihre eigene Sprache hat, die gelernt werden muss.

Bei einigen Schriftstellern, die die Grenzen der Tierseele sonst genau beachten, findet man es auch, dass die Tiere sehr geläufig sprechen, aber der Zweck ist ein anderer als in der oben besprochenen Dichtung. Die Tiere wollen uns von ihrem Leben und von ihrer Seele erzählen, und das müssen sie auf die Weise tun, die wir auch am besten verstehen, nämlich mit unserer Sprache. Widmann, Bonsels und andere, die nach einer naturgetreuen Wiedergabe des Tieres streben, lassen ihre Tiere von ihren Lebensbedingungen erzählen.

c) Denken.

Da die Tiere keine gemeinsame Sprache mit uns haben, um ihre Gedanken zu übermitteln, können wir nicht genau sagen, wie weit sie denken oder was sie denken. Das Sprechen ist aber keine Vorbedingung für das Denken. Man kann "auch vom Tier Denken aussagen", obwohl sie nicht sprechen können. "Sprechen und Denken ist nicht ganz gleich. .... Es gibt also.... ein Denken ohne Worte "und dieses finden wir bei den Tieren.

4) Die Tierseele.

Infolge der allgemeinen Anteilnahme für das wirkliche Tier im 19. Jahrhundert erhob sich die Frage nach der echten Tierseele. Adalbert Stifter glaubte nach Beobachtung an seinen Hunden, dass sie eine wirkliche Seele hätten, welche nach dem Tode weiter lebte. Sein grosser Hund schien ihm sogar eine christliche Haltung in der Todesstunde zu zeigen, und Stifter war so betrübt, dass er für eine Zeitlang nicht mehr dichten konnte. In seinen Dichtungen haben die Tiere feine Seelen und sind empfänglich für die Töne der Harfe, dieses göttlichen Instrumentes. - "das Reh trat heraus, die schlummernden Vögel nickten auf ihren Zweigen und träumten von neuen Himmelsmelodien, die sie morgen nicht werden singen können."

Dass die Tiere ein Seelenleben haben, ist leicht zu erkennen. Sie erleben offensichtlich Freude und Leid Liebe und Hass, Zutraulichkeit und Angst. Jean Paul erzählt von seinem Pudel, der unter den Ofen kroch, wenn sein Herr streng zu ihm war, um wieder froh herauszukommen bei dem ersten Zeichen der Freundlichkeit und Vergebung.

In einer seiner Geschichten beschreibt Hermann Löns das Benehmen eines Hundes, der eben eine Strafrede empfing. Er "liess seine Milch stehen, ging seinen

Herrn aus dem Wege." Eine Eichkatze wurde für ihn erschossen, aber er berührte sie kaum und liess sie liegen ... und vor allem hatte ihm der Ausdruck "Kartoffelkopf" viel gebraucht." Adalbert Stifter's "Muffi" sah eines Tages sein Abbild im Spiegel. Als er es untersuchte und keinen zweiten Hund fand, zog er sich vollkommen geschlagen zurück. Es war zu viel für Muffi's Verstand.

Friedrich Hebbel schätzt das seelische Empfinden des Tieres sehr hoch. Er beschreibt, wie sein Eichhörnchen "Herzi-Lampi-Schatzi" die Natur in seiner Seele empfindet. "Wenn das Eichhörnchen z.B. reden könnte, welche wunderlichen Gedanken über Sonnenschein und Farben würden wir vernehmen? Denn eigentlich ist der Eindruck immer vorüber, sobald sich ein Wort dafür findet, und vielleicht sind die Tiere nur darum stumm, weil sie zu stark und zu einseitig empfinden."

Man versucht öfter in der Dichtung, Ausschnitte aus dem seelischen Empfinden des Tieres zu beschreiben. Für die beiden Kinder aus Friedrich Schnack's Werk "Brennende Liebe", Beatus und Sabine, haben die Tiere überhaupt menschliches Empfinden auf tierischer Basis. Karpfen, die im Wasser schweben, können träumen, und zwar von ihren schönsten Empfindungen. "Vielleicht träumen sie von Flüssen, in denen sie schwimmen könn-

ten bis ans Ende der Welt. Vielleicht von mächtigen Seen und riesigen Tiefen, grünen Wasserpalästen und Muschelhäusern. Vielleicht träumen sie auch nur von Beute, von Schnappen und Pressen."

Hermann Löns beschreibt genauestens die Empfindungen und Qualen, die ein angeschossener Hirsch leidet, so dass wir alles selbst mitempfinden. "Er aber floh dahin, halb ohne Besinnung, an den Menschen vorüber, bis er am Ausgange des Wäldchens in dem Ellernsohle zusammenbrach. Er wollte sich aufrichten, aber er vermochte es nicht. Er fühlte, dass es zu Ende ging. .... und schliesslich führte die frechste (Krähe) einen Schnabelhieb nach seinem rechten Lichte. Er fuhr empor, brach aber wieder zusammen, und die Krähen, die zurückgestoben waren, schwebten abermals heran. Ein bisschen Kraft war noch in ihm, und damit wehrte er sich ab, bis die Nacht herankam.

Doch es war eine laue Nacht. So summten die Mükken unaufhörlich heran. Eine sass neben der anderen, bis er ganz von ihnen bedeckt war, und von den Gnitten und Holzböcken, und sein Leib von oben bis unten brannte und feuerte, Schauer auf Schauer seine Flanken schüttelten und Todesfieberträume ihn umgaukelten. Der Wald war voller Schrecknisse und Ängste. Das Krispeln des Salamanders wurde zum heranschnüffelnden

Hunde, Das Gehüpfe des Frosches zum Tritte eines Menschen. Schliesslich hörte die Angst auf in dem Bocke; das Ungeziefer hatte seine Empfindung getötet. Aber als mit der Morgenkühle die Sonne in den Grund fiel und die Krähen sich zusammenriefen, und ihr Gekrächze und Geflatter dicht über seinem Haupte war, und Hieb auf Hieb ihn traf, da weckte ihn das Entsetzen noch einmal. Das letzte, was seine Besinnung traf, war der Donner eines Doppelschusses und das verworrene Angstgequarre seiner Peiniger und darauf eine Berührung an seinem Gehörn, die ihm wie eine Wohltat vorkam. Dann reckte und streckte er sich und wusste von nichts mehr auf der Welt, nichts mehr von Liebe und Hass, nichts mehr von Mut und Angst."

Über die Schwere des Tierleidens sind die Ansichten geteilt, obwohl alle von dem Grundsatz ausgehen, dass das Tier nur im Augenblick leidet. Deshalb glaubt Friedrich Hebbel, dass die Freuden und Leiden eines Tieres tiefer greifen als die eines Menschen, da das Tier nur den einen Augenblick empfindet; an eine Zukunft denkt es nicht. "Ein gequältes Tier <u>ist</u> Schmerz, es leidet nicht bloss Schmerz." Widmann sagt auch, dass dieses "stumme Leiden der Kreatur" furchtbarer ist als "die moralischen Leiden der Helden unserer Dichtungen."

Dagegen glaubte Schopenhauer, dass der Mensch tiefer als das Tier empfindet, da er nicht am Augenblick gebunden bleibt, sondern sich an ähnliche Ereignisse erinnert und fähig ist zu einer Vorfreude oder Furcht. Bei den Menschen kann ein Leid sich so steigern, dass manche schliesslich Opium nehmen oder sogar Selbstmord begehen, etwas, was bei den Tieren nicht vorkommt. Jean Paul ist auch der Meinung, dass Menschen, besonders Kinder, schwerer von einem Unglück getroffen werden als Tiere. Sie leiden auch für eine längere Zeit. "Dabei wird das Thier nur den Sekundenstichen der Gegenwart blossgegeben, nicht auf die Folterleiter der Zukunft hingedehnt."

5) Das Göttliche.

Andere sehen das "Göttliche" im Tier. Brockes weist schon darauf hin in dem Titel "Irdisches Vergnügen in Gott" und erzählt, wie die Frösche seine Gedanken auf Gott lenken. Dasselbe tut ein Schmetterling, den Jean Paul in eine Kirche hineinfliegen sah. Der Schmetterling soll ungestört bleiben. "Ob er in der kleinen Kirche flattert oder in Alltempel; er predigt auch."

In seiner grossen Tierliebe sucht Hebbel "nicht bloss im Menschen, sondern in allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimnis, dem man durch Liebe näher kommen kann."

In seinem Idealismus und Schönheitsgefühl sieht Adalbert Stifter Gottes Liebe und Sorge für die Tiere, obwohl sie für ihn nicht so hoch stehen wie die Menschen. "Hat Gott der Herr dem Menschen grössere Gaben gegeben, so fordert er auch mehr von ihm - aber darum liebt er doch auch nicht minder dessen andere Geschwister, die Thiere und Gewächse; er hat ihnen Wohnungen gegeben, die dem Menschen versagt sind, die Höhen der Gebirge, die Grösse der Wälder, das ungeheure Meer und die weiten Wüsten - dort, ob auch nie ein Auge hinkomme, hängt er ihnen seine Sterne auf, gibt ihnen die Pracht ihrer Gewänder, deckt ihren Tisch, schmückt sie mit allerlei Gaben, und kommt und wandelt unter ihnen, gerade wie er es hier unter den Menschen macht, die er auch liebt."

III. Die Darstellung des Verhältnisses der Tiere untereinander.

1) Die Härten des Zusammenlebens.

Nachdem wir die Darstellung des einzelnen Tieres betrachtet haben, kommen wir nun zu der Untersuchung des Zusammenlebens der Tiere, wie es in der neuen Richtung aufgefasst wird.

Eine einfache Beschreibung des Zusammenlebens finden wir in den Jägergeschichten von Hermann Löns. Diese erzählen von dem täglichen Leben eines bestimmten Tieres, den kleinen Freuden und Ängsten, von seinen Freunden und Feinden und von seinem Existenzkampf, ohne zu viel Mitleid mit dem Tier zu erregen. Waldemar Bonsels tut in seiner "Biene Maja" das gleiche.

Einige Schriftsteller aber sehen dieses Zusammenleben in einem anderen Lichte. Unter diesen ist F.Th. Vischer zu nennen; er schildert, wie die Tiere miteinander in hartem Existenzkampf leben und - als ob dies nicht genug wäre - wie sie manchmal zu den schlimmsten Quälern werden. "Es ist viel zu mild, die Natur ein allgemeines Wechselmordsystem zu nennen.... Die Raben kennen keinen feineren Leckerbissen als die Augen eines jungen Hasen. --- Und da soll man singen: Wie gross ist des Allmächt'gen Güte."

Der Schweizer, Josef Viktor Widmann, erzählt uns am meisten von diesem "Wechselmordsystem". Seine "Maikäferkomödie" und "Der Heilige und die Tiere" handeln durchaus von diesem Thema. In dem ersteren Werk treten die Maikäfer für die ganze Tierwelt auf; in dem Werk "Der Heilige und die Tiere" wandert Gottes Sohn durch das Tierreich und sieht überall nur das Leid der Kreatur.

Die Worte des Löwen bilden das Motto, unter welchem die Tiere ihr Leben verbringen - "Hier ist der Friede nicht erlaubt." Alle Geschöpfe, sowohl die niederen wie Würmer und Schnecken als auch der Löwe müssen sich verteidigen gegen die Feinde, die sie vernichten wollen. "Dass die Geschöpfe Gottes auf ein gegenseitiges Auffressen angewiesen sind" ist als eine "Weltunordnung" zu bezeichnen.

Der Hase, der beim Rabenüberfall stirbt, sagt: "Wir sterben alle so" und drückt dabei die Ergebenheit der Tiere in ihr unabänderliches Schicksal aus. Diese Worte sind "vier arme Worte, des Lebens Urteil aber liegt darin."

Zwar leiden die Tiere auch sehr unter den Menschen, aber wenn die Menschen sich in ihrer Haltung den Tieren gegenüber auch besserten, "so würde doch die Katze fortfahren, die Maus zu ängstigen und zu

fressen, und die Vögel würden wie bisher in grosser Winterkälte todt aus der Luft fallen und die Fische einander verschlingen." Es gibt nur eine Erlösung von diesen Leiden, die "niemand lindern kann als nur der Tod."

Von diesem Leid der Tiere wurde der Heilige auf seiner Weltenwanderung so tief ergriffen, dass er den Schöpfer anklagte:

"Und jeder Nerv war: Fluch dem Herrn da droben,
Um allen Glanz der hohen Himmelsbahn
Möcht' ich nicht dieses kleine Sterben sehen
Wie er und wissen: ich bin schuld daran."

2) Die Schönheiten des Zusammenlebens.

Paul Eipper, der mehr das Erfreuliche im Gemeinschaftsleben der Tiere beschreibt, gibt uns als Gegenbild zu diesen Greueltaten einige Darstellungen von Tierfreundschaften. Diese sind nicht immer unter gleichartigen Tieren geschlossen. Ein Nashornkind und ein Weissbartgnu waren in ihrem frühen Leben nicht zu trennen. Wenn sie sich später aus Spass angriffen, und es gefährlich wurde, mussten sie getrennt werden, aber der Nashornbulle trauerte und wütete, bis ein Gitter es ihm ermöglichte, das Gnu wiederzusehen.

Manchmal versuchen Tiere auch, ihre Lebensart zu ändern aus Liebe zu einem fremden Tierfreund wie die Katze, die sich mit einem Schäferhund anfreundete. "An warmen Tagen schwimmt sie neben dem Hund durch den See und, wenn sie müde ist, klettert auf seinen Rücken."

Die Liebe der Tiere zu ihren Kindern wird von Paul Eipper sehr hervorgehoben. Nach einer Beobachtung dieser Zärtlichkeit schreibt er: "Der Begriff 'Mutter' offenbarte sich mir damals in seiner ganzen Schlichtheit und Grösse." Die Tiere erinnern ihn sehr stark an das Zeichen der chinesischen Schriftsprache für "Güte", das eine Zusammenstellung von den beiden Zeichen "Mutter" und "Kind" ist. "Wer das Tierleben beobachtet, wird sich vor dieser östlichen Symbolik verneigen." Auch der Vater kann seinem Kinde diese Güte erweisen wie der Affe, der seinen Sohn vor Gefahren schützt, vor allen Dingen vor der Gefahr der Menschen. Wenn der ahnungslose Sohn zu nahe ans Gitter kommt, reisst der Vater ihn zurück, obwohl der Kleine dann oft traurig und sehnsuchtsvoll das Gitter beobachtet. Wenn ein Mensch den Tier-Vater reizt, wird er ganz aufgeregt, droht und stellt sich zum Kampf.

Nach Widmann haben alle Tiere eine gemeinsame Herkunft. Sie sind alle miteinander verbrüdert:

"Ein Odem in euch allen und ein Schoss
Der Euch gebar! Ach, ihr vergasst es bloss."

Da die Tiere dies vergessen haben, bekämpfen sie sich. Die Wiedererinnerung an diesen gemeinsamen Ursprung würde zu einem friedlichen Leben führen. Bei Manfred Kyber sind auch die Menschen in diese Verbrüderung eingeschlossen. Alle lebenden Wesen sind "von einem gemeinsamen Geist belebt", der Gott nahe ist, "denn Gott ist in ihm".

Hans Carossa fühlt, dass es einmal eine Zeit gab, wo man sich dessen bewusst war. Als er in seinem späteren Leben die Tiere besucht, scheint er durch "eine uralte Erdenzeit" zu wandern, "wo Tier und Mensch einander als göttlich erkannten."

3) Das Tierparadies.

Ebenso wie der Mensch fühlt, dass nach dem Tode ein glücklicheres Leben folgen muss, wünscht der Tierfreund einen entsprechenden Himmel der Tiere, wo aller Erdenschmerz in Freude verwandelt wird. Wir haben schon gesehen, wie Adalbert Stifter glaubte, seine Hunde hätten eine Seele, die nach dem Tod weiterlebt.

In dem Werk "Der Heilige und die Tiere" weist Josef Viktor Widmann auf ein Tierparadies hin, und nur hier findet die Hoffnung auf ein besseres Leben ihre Erfüllung, nachdem die Tiere durch den Tod von

diesem Leben erlöst worden sind. Vielleicht ist dort "eine stille Friedensklause dem ärmsten Tier nach allem Erdenleid" bereit.

Das Bild eines vermenschlichten Weiterlebens nach dem Tode kommt auch bei Hermann Löns vor, der darauf hinweist, dass die Tiere vielleicht auch ihre Vorstellungen davon haben wie der Hase Ludjen bei Mümmelmanns Tod. "Ludjen hielt die Totenwacht bei seinem Oheim; drei Tage und drei Nächte blieb er bei ihm. Als er aber nach der vierten Nacht zurückkam zum Hünengrab, da war der Leib seines Oheims verschwunden, und Ludjen meinte, die kleinen weissen Hasen wären gekommen und hätten ihn weggeholt zu dem Hasenparadiese, wo der grosse weisse Hase auf dem unendlichen Kleeanger sitzt."

Fr. Schnack gehört auch zu denen, die an ein Tierparadies glauben, wovon er sich zwar keine genaue Vorstellung machen kann. Ein Urstoff lebt nach dem Tod. "Wohin entschwinden... die Rehe, die Hirsche und ihre Waldgefährten, die Füchse, Hasen und Vögel? In eine Unterwelt? In eine Überwelt? In das Nichts, in das Nichtbild? Nein! Wo ihr Urbild west, dorthin kehren sie zurück den Tönen gleich, die, vom Urklang kommend, zum Urklang heimklingen, wenn sie für unser Ohr verhallt sind. In die Geisterwelt? Warum sollte

es keine Geisterwelt der Tiere geben? Was nicht geistig ist, kann es leiblich sein?" Dieses Tierparadies ist unfassbar, aber es muss den Bildern gleichen "von Maria mit dem Kind aus vergangenen Jahrhunderten. Die Gestalten sitzen bei Gräsern, Sumpfdotterblumen und Himmelsschlüsseln. ... Schmetterlinge und Vögel umflattern Mutter und Kind. In alle Ewigkeit ist Tierparadies." Der Mensch, der den Tieren gut ist, ist auch in dieser Welt der Seelen. "Auf der Robinsoninsel wanderte er unter Apfel- und Zwetschgenbäumen, und er war umringt von tausend Tieren und anhänglicher Vögeln, die er geheilt hatte."

Das Tierparadies von Paul Eipper's Jugendträumen findet seine Verwirklichung in Carl Hagenbeck's Tierpark in Stellingen. Hier leben die Tiere frei in ihrer natürlichen Umgebung, nur durch einen Graben von den Menschen getrennt. Sie brauchenin keiner Angst zu leben und greifen einander nicht an. Sie haben alles, was sie glücklich machen kann. Es ist wirklich ein Paradies "in dem die Tiger mit den Eselsfohlen spielten", und der Mensch ist "an jedem Ort zugleich", um alle Wünsche der Tiere zu erfüllen.

IV. Die Darstellung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier

1) Das Zusammenleben zwischen Mensch und Tier.

a) Allgemeines.

Menschen, die Tiere um sich sehen, müssen in irgend ein Verhältnis zum Tier treten. Dieses gilt von den Menschen im allgemeinen, ferner von denen, die Tiere besitzen, aber besonders von denen, die bewusst versuchen, sich in die Tierseele hineinzufinden. Man kann sich fragen, unter welchen Gesichtspunkten die deutsche Dichtung uns das Verhältnis zwischen Mensch und Tier zeigt. Was findet der Mensch im Tier? Wie wirkt es auf ihn? Wie behandelt er es, und wie verhalten sich die Tiere den Menschen gegenüber.

In dem Zusammenleben zwischen Mensch und Tier ist es eher der Mensch, der das Tier aufsucht, als umgekehrt. Er wendet sich an die Tiere, die ihm etwas bieten, sei es Kraft oder sei es Freude. An vielen Stellen sieht man das Tier als Diener der Menschen. Dieser fast einseitigen Leistung gibt Hebbel Ausdruck in seinem Tagebuch: "Man kann wohl fragen: was wäre der Mensch ohne die Thiere? Aber nicht umgekehrt: was wären die Thiere ohne den Menschen?"

b) Nahrungsmittel und Jagd.

Schon in frühen Zeiten diente das Tier dem Menschen als wichtiges Nahrungsmittel, und deshalb gehen Naturvölker auch heute noch auf die Jagd. Das Tier blieb uns ein wichtiges Nahrungsmittel, obwohl wir nicht mehr aus diesem Grunde Jagd treiben, und obwohl es Leute gibt, die es für ungesund halten, Fleisch zu essen, oder es als Unrecht ansehen. Diese letzte Haltung hat Adalbert Stifter beschrieben mit den Worten: "Sie ass kein Fleisch; an mir duldete sie bloss, dass ich es thue, und mich mit dem Blute der armen Thiere beflecke."

Artur Schopenhauer verurteilt die übertriebene Tierliebe in diesem Punkt.

Obwohl die Jagd heutzutage keine Lebensnotwendigkeit mehr ist, freuen sich viele, wenn sie wieder auf die Jagd gehen dürfen. Jagen hat der Mensch in Urzeiten gelernt, und der Sporttrieb in der Jagd fesselt ihn immer noch. Es ist schwer zu sagen, gerade welche Wesenszüge der Jagd diese Menschen erfreuen. Einige werden die Antwort auf diese Frage bei Hermann Löns finden. Für ihn hat das Tier als Jagdobjekt einen solchen Reiz, dass er lieber auf Bequemlichkeit und gute Gesellschaft verzichtet als auf die Jagd. Er hätte bei einer reizenden Frau Tee trinken und Musik hören kön-

nen, aber "es ging wirklich nicht." Die Jagd gibt die Möglichkeit, die Natur richtig kennen zu lernen. "Der Bock... ist nur ein Vorwand für das heimliche Gehen, für das lautlose Pirschen, durch das mir alle Waldgeheimnisse kund werden." Nachdem das Tier gefallen ist, bleibt aber nur die echte Freude an der Jagd übrig. "Und wenn ich bei ihm knie ... denke ich nicht mehr daran, dass der Bock nur ein Vorwand für mich sei, still zu pirschen und heimlich zu lauern im Holze." Die Jagd stellt Forderungen der Vorsicht und Klugheit an den Jäger, bevor eine Freude an dem Sieg über das Tier aufkommen kann. "Was mir in den Schoss fällt, kann mich nicht freuen." Ähnliche Forderungen werden interessanterweise auch an die Raubvögel gestellt, so dass in einem Werk von Löns ein alter Herr sich nur über die Vögel freuen kann, die vor ihrem Fang ein schönes Bild bieten. "Kalkrabe, Fischadler, Wanderfalk, die liebt er. Das sind ritterliche Räuber und die bezahlen bar, was sie schlagen, mit Ruf und Flug. Dem heimtückischen Habicht ... gibt er nie Quartier, und manchen hat er schon seine Mordtaten heimgezahlt."

Es gibt ausserdem Menschen, die nicht aus Vergnügen jagen, sondern um sich selbst zu bereichern. Paul Eipper beschreibt und verurteilt eine ganz sinnlose Jagd auf solche Tiere wie See-elefanten und indische

Panzernashörner. "Gewinnsucht und Jagdlust der Menschen haben diese vorsintflutlich anmutenden Geschöpfe (indische Panzernashörner) fast ausgerottet. ... Das Herz dreht sich einem um bei solchem Unfug; meist schlagen die Halunken nur das Horn vom Schädel des toten Tieres, weil in China dieses Horn als Liebesmedizin sehr begehrt und teuer bezahlt."

c) Nutztiere.

Wichtiger für den Menschen sind die Tiere, die er zähmen konnte und um sich sammelte als Nutztiere. Unter Nutztieren sind die zu verstehen, die dem Menschen mit ihrem Fleisch, Fell, Haar oder Kraft dienen. Für viele Menschen bedeutet der Besitz von diesen Tieren einen Reichtum, der zum Teil nach dem Zuwachs an Tieren bemessen wird. "Zwei Jungkälber lagen im Stalle. Man könnte zufrieden sein."

F.Th.Vischer warnt uns immer wieder vor einem Missbrauch der Kraft der Tiere.

Paul Eipper sieht das Verhältnis zwischen Mensch und Nutztier als ein auf einem Vertrag beruhendes an, einem Vertrag, der kalt, egoistisch und rein geschäftlich geschlossen wurde. "Du, Tier, gibst mir Milch, Wolle, Zugkraft ... dafür füttere ich dich, nehme dir die Sorgen des Existenzkampfes ab, pflege und beschütze

dich (solange dein Leben mir, dem Egoisten, nützlich ist)." Diese sogenannte "Viehzucht" und "Milchfabrik" wirkt auf Paul Eipper unerträglich, und dieser Eindurck vergeht erst, wenn er sich des eigentlichen Lebens unter den Tieren wieder bewusst wird.

d) Erholung und seelische Zuflucht.

Der Mensch hat nicht immer einen geldlichen Nutzen von dem Tier. Es wirkt oft nur auf seine Seele ein. Ein gutes Beispiel dafür sind die Haustiere. Der Mensch empfindet Freude, wenn er seinen Hund oder seine Katze sieht. Sie spielen zusammen oder machen einen Spaziergang. Es ist eine Ablenkung von dem alltäglichen Leben, eine Erholung.

Paul Eipper empfiehlt uns den Umgang mit Tieren in unserem Leben als eine Entspannung und Kraftquelle nach unserem täglichen Tun. Es ist hier, wo wir "am besten Schwung und Widerstandskraft finden können, wenn wir ... liebevolle Beziehungen suchen zu unseren Brüdern im Tier- und Pflanzenreich."

Die Menschen nehmen eine seelische Zuflucht zu den Tieren, wenn aus irgend einem Grunde die Menschenwelt ihnen nicht mehr genügt oder ihre Erwartung erfüllt. Stifters kinderlose Ehe hat die Liebe zum Tier bei ihm und seiner Frau vertieft.

Die Tiere werden von den Menschen hoch geachtet wegen ihres instinktmässigen, unmittelbaren Handelns in Freundschaft und Feindschaft, Liebe und Hass. Ihre unmittelbare, unbedingte Tätigkeit beschreibt Schopenhauer. Aus diesem Grunde ehrt auch Paul Eipper die Tiere, wie er an seine Dogge Senta schreibt. "Nur die Menschen sind - auch in der Liebe - egoistisch; ihr Tiere liebt selbstlos und ganz unfehlbar."

In seinem Märchen "Der gestiefelte Kater" drückt Ludwig Tieck diese Idee der Zuflucht aus. Gottlieb, der von seinen Brüdern betrogen wird, will nun sein Glück mit Kater Hinze versuchen. Von Wichtigkeit ist, dass auch in diesem Märchen das Tier dem Menschen treu geblieben ist.

Das Glück besteht oft auch aus dem Trost, den wir bei den Tieren finden, wenn sie uns Gesellschaft leisten und uns auf diese Weise zu einem helleren Blick für das Leben verhelfen. Deshalb muss die Sabine bei Friedrich Schnack zu ihren Hasen gehen, wenn Beatus sie vernachlässigt. "Der Hase blickte dunkel nach ihr und mümmelte mit dem Mäulchen, als verstünd er ihren Kummer und wüsste dafür ein Hasenwörtchen." In seiner Trauer wird ein schluchzender Mann von einer jungen Magd in den Pferdestall geführt, wo "ein zierliches, jüngst geborenes Füllen an der Seite seiner braunen

Mutter" steht. "Er lächelte schon wieder beim Anblick des allerliebsten, rührend sanften Tieres, und die kleine schwarze Wolke schwand aus dem Himmel seiner Seele."

Hebbel war ein Schriftsteller, der persönlich die Tierfreundschaft suchte, wenn er sich einsam fühlte. "Von den Menschen getäuscht bin ich zu den Tieren geflohen; wie bitter, dass mir keines bleibt." Was Hebbel von den Menschen im Vergleich zum Tier hält, kommt auch im folgenden zum Ausdruck. "Wundern muss ich mehr sehr, dass Hunde die Menschen so lieben. Denn ein erbärmlicher Schuft gegen den Hund ist der Mensch." Ihm bleibt es unverständlich, dass die Tiere sich nicht gegen die Menschen verbinden. "Der Erfolg könnte nicht zweifelhaft sein."

Hans Carossa ging schon als Kind oft zu den Tieren, und er beschreibt in Einzelheiten das, was er in seiner Kindheit empfand. Er wollte zwischen den Rindern auf der Weide sein, um das Tierleben zu spüren, obwohl die Hörner und Klauen der Tiere gefährlich waren. "Doch versetzte mich die Tiergegenwart immer in ein sinnlos-trauervolles Erwarten, wie ich es unter Menschen nie empfand." Nach empfangenen Strafen war er oft unter den Tieren zu sehen und wünschte, "in eines dieser schwergängigen, verschwiegenen Geschöpfe verwandelt

zu werden und das Menschliche zu vergessen." Ähnliche Vorgänge waren bei den anderen Kindern nicht zu finden. Die Tiere versetzten ihn in eine Welt, wo Menschen störend wirkten "als wollte ich im Bann der Kreatur selber nur Kreatur sein und aus dem unschuldig-trüben Grunde der Tierschaft nicht erlöst werden." Als einige Zeit vergangen war, lief er trotzdem schnell nach Hause, zu den Menschen zurück.

Als Erwachsener bemüht er sich, die Tiere mit dem Auge des Künstlers zu sehen "wie vielleicht Homer sie geschaut hat," und alles wird "ein himmel-stilles Bild."

e) Weitere Wirkung des Tieres auf den Menschen.

In den vorhergehenden Beispielen hat der Mensch das Tier bewusst aufgesucht, um irgendwie von ihm beeinflusst zu werden, aber die Tiere wirken auf unser Leben auch, wenn wir sie nicht aufsuchen. Marie von Ebner-Eschenbach erzählt davon in der Geschichte "Die Spitzin". Die Menschen haben der Spitzin ihre Jungen ausser einem weggenommen. Als sie dann eines Nachts aus Mutterliebe ihre verlorenen Jungen sucht, wird sie von dem verärgerten Provi geprügelt. Am nächsten Morgen stellt es sich heraus, dass sie infolgedessen sehr bald sterben wird. Ihr letzter Gedanke ist aber

immer noch bei ihrem übriggebliebenen Jungen; sie bringt es zu Provi und bittet ihn durch einen Blick, für das Kleine zu sorgen. Provi, dessen eigene Mutter ihn verlassen hat, wird von dieser Treue so ergriffen, dass er sein Leben ändert. Infolge dieser Änderung hat er jetzt aus Sorge für den kleinen Hund bitten gelernt, was er früher nicht konnte.

Vielleicht hat Marie von Ebner-Eschenbach etwas erlebt, das diese Erzählung veranlasste. Jedenfalls lebt dieses Ereignis nicht bloss in der Phantasie. Auch Hans Carossa beschreibt in seinem "Rumänischen Tagebuch" einen wirklichen Vorfall, der ein Menschenleben änderte. In Carossa's Quartier in Kézdi-Almás "sind viele Katzen zur Welt gekommen, die nun lästig werden, zumal es an Milch für sie fehlt. Ein etwa 15-jähriger Bursch ... scheint den Auftrag erhalten zu haben, die überzähligen Tiere zu beseitigen." Er führt diesen Auftrag aus, indem er jedes Kätzchen an die Scheunenwand schmettert und dann in die Küche geht, um dort gemütlich zu essen. "Eines aber der hingerichteten Kätzchen ... war nur betäubt worden und erholte sich nach und nach. Taumelig versuchte es kleine Schritte" und schlich danach über den Hof und in das Haus, wo die Leute assen. Nach mehreren Versu-

chen gelangte es auf die Bank. "Endlich schmiegte es sich, zutraulich bittend, an den Ellenbogen seines behaglich kauenden Mörders. ... Als er das Tier gewahrte, ass er zuerst noch ein Weilchen weiter; auf einmal war's, als kämpfte er mit einer Übelkeit, er bekam eine Art Schlucken und legte den Löffel weg. Sobald die anderen fortgegangen waren, berührte er das Kätzchen vorsichtig. "Schliesslich stellte er's mit aller Behutsamkeit... auf den Tisch und bröckelte ihm seine stehengelassenen Fleisch- und Brotreste hin. Es frass ein wenig davon, und das freute ihn sichtlich." Darauf ging der Bursch zu den toten Tierchen und trug sie ebenso vorsichtig weg. "Er kommt mir in s einem Wesen einigermassen verändert vor, wacheres Gesicht, festerer Gang, auch hab ich ihn seither nicht pfeifen gehört." Das kleine Tier aber stirbt, und der Ungar kniet vor ihm, streichelt es und weint. "Ich möchte dafür einstehen, dass der Knabe nie wieder seine Hand gegen die Kreatur erheben wird, - gebe Gott jedem sein Tier und seine Sünde, die ihn erwecken."

Hans Carossa selbst bleibt nicht unverändert von diesem Geschehnis. Er fühlt sich innerlich befreit. Über diese Wirkung schreibt er: "Nie vielleicht bin ich mehr davon überzeugt gewesen, dass wir nicht nur von Menschen, Geistern und Sternen, sondern auch oft von Tieren, Pflanzen, ja sogar von unbelebten Stoffen

unmerklich zu uns selber geführt werden, worauf am Ende doch alles hinausgeht, was wir Gnade nennen."

2) Das Verhalten der Menschen zu den Tieren

a) Liebe zum Tier.

In einer Arbeit über Tierdichtung ist es fast überflüssig, von Liebe zum Tier zu sprechen, denn ohne Liebe zu ihm könnte keine Dichtung über das wirkliche Tier entstehen. Es gibt viele Äusserungen über die Tierliebe und unzählige Beispiele davon, so dass es unmöglich ist, auch nur annähernd alle zu bringen, oder sogar ein Beispiel von jedem Dichter anzuführen. Deshalb erwähne ich nur vereinzelte Äusserungen; die Tierliebe im allgemeinen spricht im übrigen aus jeder Zeile.

Über Menschen, die keine Liebe zum Tier oder kein Interesse daran zeigen, schreibt F.Th.Vischer, sie sind "vor Allem phantasielos, sie finden in der Tierseele nicht die Vorstufe der Menschenseele."

Adalbert Stifter, der persönlich ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu den Tieren hatte, kennzeichnet in seiner Erzählung "Der Hagestolz" den Unterschied zwischen Viktor und dem Oheim durch die Beziehung der beiden zu ihren Hunden. Viktor und sein

Spitz leben zusammen in der besten Kameradschaft. Sie sind unzertrennlich. Als Viktor versucht, ohne den Spitz von seiner Heimat fortzugehen, kommt das treue Tier ihm später nach. Sein Instinkt sagt ihm, dass der Freund diesmal nicht für kurze Zeit, sondern überhaupt von Hause fortgeht. Als der Hund Viktor einholt, gibt es ein freudiges Wiedersehen. Dagegen ist der Oheim misstrauisch gegen seine Hunde. Als Viktor kommt, wünscht sein Oheim sogar, dass er seinen Spitz ertränkt, aber Viktor antwortet dem Diener seines Oheims "Nun sagt ihm, dass ich hier die ganze Nacht sitzen will und dass ich mir eher einen Stein um den Hals hängen und in den See werfen lasse, als dass ich den Hund ertränke, der mit mir ist." Viktor's Oheim aber denkt, der Spitz könne dessen Kehle einmal abfressen. Später wird er neidisch über das Verhältnis Viktors zu seinem Spitz und fragt, wie diese Freundschaft möglich sei; bei seinen Hunden ist es anders. "Habt sie nur lieb, wie ich den Spitz, und sie werden auch so gut sein" antwortet Viktor. Das ist der Grundsatz für einen freundschaftlichen Umgang mit allen Tieren.

Paul Eipper hatte schon als Junge eine ausserordentliche Hochachtung vor den Tieren. Abends bevor er einschlief, baute er sich in Gedanken eine Welt auf, wo alles aufs beste eingerichtet war. "Feindschaft und Verfolgung gab es nicht in diesem Para-

dies; alle Tiere brüteten und bekamen viele viele Kinder. Mich, den Menschen konnten sie nicht sehen; aber ich war dabei, an jedem Ort zugleich, und wenn es Abend wurde, deckte ich die Kleinen zu". Diese Hochachtung hat ihn auch manchen Spott der anderen gekostet, da er es nicht wagte, Tiere anzufassen, nicht aus Angst etwa, wie die anderen dachten, sondern er wollte die Tiere nicht erschrecken. Lieber ging er nach Hause, um mit Zinnfiguren das Reich seiner Träume zu verwirklichen,"in dem die Tiger mit den Eselsfohlen spielten."

In seinem späteren Leben bleibt Paul Eipper dieser Liebe zum Tier treu. Er lässt Tiere in Freundschaft nahe an sich herankommen, und glaubt zu fühlen, dass auf diese Weise die Erbsünde für Augenblicke wenigstens ausgeschaltet sei, "jener Fluch, demzufolge alle freien Tiere des Waldes und der Steppe den Menschen meiden - als ihren schlimmsten Feind."

Die Menschen können über den Tod eines geliebten Tieres genau so trauern wie über den eines Menschen. Friedrich Schnack beschreibt in "Beatus und Sabine", wie schlicht und einfach das bei den Kindern sein kann. Sabine steht stillschweigend vor der toten bewegungslosen Blindschleiche, die Beatus gebührend zu ehren versucht. "Am liebsten schlösse ich sie in eine

grossen Bergkristall ein, grübelte er. Oder in einen Bernsteinblock wie die Wundermücken.... Abends liesse ich elektrische Flammen drüber zischen!"

Der Erwachsene fühlt den Schmerz seines Verlustes nicht tiefer, sondern reifer. "Sein Herz zuckte zusammen, als er an seinen Papagei dachte. Mein armer Freund! Mein treuer Joko! Elend musstest du umkommen, mein lieber Glücksvogel. Es ist aus mit uns, du bist tot! Durch die Pampas ritt ich mit dir, in schmutzigen Herbergen haben wir übernachtet, in den kleinen drekkigen Landnestern Brasiliens, weite Reisen haben wir miteinander zurückgelegt. Weisst du noch, wie wir übers Meer fuhren? Ach, du weisst es nicht mehr. Immer waren wir beieinander, niemals getrennt. Wie lebten wir hier so froh im Wald! O Joko, du wirst nie mehr Nusskerne aus meiner Hand schmausen, nie wieder auf meiner Schulter sitzen, den lieben zarten Vogelkopf an meinem Ohr. Nie mehr werde ich dich rufen hören. Lebendigen Leibes, irrsinnig vor Schmerz, verbranntest du; vielleicht in deiner Todesstunde hast du nach mir gerufen, mit wilden Schreien, und ich, ach! ich habe dich nicht gehört. Ich habe dich allein gelassen, und da hast auch du mich allein gelassen: Glückbringer, Glücknehmer.

Asche! Asche!"

Bei Hebbel geht die Trauer über ein verstorbenes Tier so weit, dass der Tod eines Genossen ihn weniger beeindruckt als der Tod eines Tieres: - "denn hier war ein inniges Band zerrissen, wenn auch nur zwischen Mensch und Tier; dort war nie eines vorhanden."

b) Behandlung der Tiere in der Gefangenschaft.

Manche Leute halten die Gefangenschaft des Tieres in Tiergärten für ein Unrecht. Sie sagen mit Sabines Vater: "Es geht mit der Zeit an der Gefangenschaft zugrund."

Eigentlich haben diese gefangenen Tiere ein glückliches Dasein. "Der stöhnende Tierfreund vergisst, dass die meisten Lebewesen in der Freiheit ein viel härteres Dasein haben. ... Der Tiergärtner unserer Zeit nimmt seinen Pfleglingen die schwierige, häufig mit Gefahr verbundene Futtersuche ab; er gewährt ihnen Schutz, und seine Erfahrung in der rechten Pflege wächst mit jedem Tag."

Hier können die Tiere im Sommer und im Winter frei umherlaufen, und sogar die Tiere des Dschungels fühlen sich viel wohler in dem nördlichen Klima mit viel Bewegungsfreiheit als in einem überheizten Raum. Die Wärter pflegen ihre Tiere, als ob sie eigene Kin-

der wären; sie wissen, dass ein Tier nicht den ganzen Tag allein sitzen kann, sondern Kameradschaft und Umgang mit anderen braucht. Die Wärter selbst gehen zu ihren Tieren, sorgen für sie und versuchen, sich in die Tierseele hineinzuversetzen. "Das Wichtigste für ihr Wohlbefinden ist, dass man die Tiere versteht und sich ihnen anpasst. ... Folgsamkeit wird auch von den Tieren verlangt, begreiflicherweise. Bloss nicht auf brutale Art. Geduld und immerzu ein Herz für ihre Nöte; es gibt keinen Unterschied zwischen ihnen und den Menschen."

Eine andere Art Tiere in der Gefangenschaft sind die Zirkustiere. Vor einiger Zeit war es Sitte gewesen, einem Tier durch Schläge oder noch Schlimmeres seine Kunststücke beizubringen. Heute herrscht eine neue Art der Dressur; - nämlich die milde Dressur. Diese meinte Fr. Schnack, als er von dem sogenannten "Tierbändiger" sprach, der sich diesen Namen verbat. Dieser Mann begegnete dem Tiere verständnisvoll, so dass es nichts "von s einem Wesen eingebüsst hat. Sie haben sich nur angefreundet und lieben einander."

Diese milde Dressur haben wir Carl Hagenbeck zu verdanken. Er ging von dem Grundsatz aus: "Die Tiere sind Wesen wie wir selbst, und ihre Intelligenz

ist nicht der Art, sondern nur dem Grade und der Stärke nach von der unsrigen verschieden." Sie bezahlen "Bosheit mit Bosheit" und"Liebe mit Liebe." Danach hat er seine milde Dressur aufgebaut, und als er die Tiere auf diese neue Art behandelte, sah er, dass sie sich menschenähnlich zeigten, auch in der Verschiedenheit ihrer Persönlichkeit. "Wie Menschen, wollen auch sie individuell behandelt werden, denn nur so kann man ihr Zutrauen erwerben und ihre Fähigkeiten wecken."

c) Mitleid mit dem Tier.

Wer Tiere liebt, muss auch das Leiden der Tierwelt mitfühlen, als ob es sein eigener Schmerz wäre. Liebe und Mitleid gehören zusammen. So hat Fr.Schnacks kleine Sabine Angst um die Schildkröte, wenn du Fay sagt, er wolle sie essen. Auch Abdias zeigt Mitleid, als er zu seinem erschossenen Hund zurückkehrt. Mitleid liegt auch in den Zeilen Richard Wagners: "und er kann weinen, wenn er die Thräne im Auge des gemordeten edlen Wildes zu seinen Füssen gewahrt." Wie wir uns erinnern, ist dieses Mitleid durch die Macht der Liebe hervorgerufen.

Bei einigen wird das Mitleid zum Hauptthema. Sie empfinden die Leiden der Tiere so stark, dass diese hervorgehoben werden, um unsere Aufmerksamkeit darauf zu ziehen, so dass wir zu dem Wunsch kommen, auf irgend eine Art das Los der Tiere zu erleichtern und zu verschönern.

"Die Maikäferkomödie" und "Der Heilige und die Tiere" von Josef Viktor Widmann wurzeln in einem Mitleid mit dem Tier. Er empfand die Leiden des Tieres so stark, dass er sich in seinen Dichtungen immer mehr damit beschäftigte, besonders eindrucksvoll in seinen eben genannten grossen Werken.

In der Novelle "Die Weltverbesserer" ist der Engländer Samual Taylor Coleridge der Hauptheld. In seiner Weltverbesserungsordnung steht auch die Beseitigung des Unrechts gegenüber dem Tier. "Die Seufzer der Schöpfung sollen ein Ende haben! - rief es in diesem heissen jungen Herzen, das eine bessere Welt nicht nur für die Menschen anstrebte." Diese Ordnung schliesst kein einziges Tier aus. Coleridge fällt dem Esel um den Hals mit den Worten: - "Bei Gott und vor Gott, du bist mein Bruder." Es ist wichtig, dass er dieses gerade mit einem Esel tut. "Ein geradezu verachtetes Thier musste man wählen", denn Liebe zu den anderen kann man eher besitzen.

"Biene Maja" und "Mario und die Tiere" von Waldemar Bonsels belehren uns über die Tierwelt und bringen uns zu grösserem Verständnis für die Natur. Ähnlich ist die Erzählung "Die drei Lichter der kleinen Veronika" von Manfred Kyber, der uns zu einem gewissen seelischen Verhältnis zum Tier erziehen will. Wir sind die Helfer der Tiere, um sie von ihrem schweren Schicksal zu erlösen.

d) Verurteilung der Jagd.

Die Verurteilung der Jagd wächst aus einer Anteilnahme an dem schweren Los des Tieres. Manche Dichter, unter denen sich auch Jäger befinden, versuchen, die Jagd von Seiten des Tieres zu betrachten und legen ihre Worte dem Tier in den Mund.

Manfred Kyber's Tiere äussern sich sehr ungünstig über die Jäger. Diese sogenannten vornehmen Menschen "geniessen die Natur nur, wenn sie ihr ins brechende Auge sehen." Diese Einstellung der Menschen zu der Natur wird als "mittelalterlich" bezeichnet.

Auch der Hase "Mümmelmann" in den Geschichten von Hermann Löns sieht im Menschen "das böseste Raubzeug" und sagt, "dass es Zeit wäre, dass man dagegen etwas täte."

Dieser Wunsch wird nach Manfred Kyber's Meinung bald in Erfüllung gehen. Eine Häsin wurde im Winter erschossen. Ihre Blutspuren bildeten auf dem Schnee "seltsame Zeichen. Die Zeit ist sehr nah, wo man sie lesen lernen wird. Und erlöse uns von dem Übel." Unmittelbar nach dieser Jagdzeit kommt der grosse Frieden wieder in den Wald, "wo unter manchem Busch ein armes, zitterndes Geschöpf nach seiner Weise Gott danken mag, dass es nach viel Noth und Drangsal der letzten Monate diese bessere Zeit hat erleben dürfen."

Einige Schriftsteller stellen direkt die Frage nach der Berechtigung der Jagd. Sogar Hermann Löns kann sich nicht immer über die gefallene Beute freuen. Er spürt manchmal einen Stich der Reue. "Tat ich es, um die Fasanen zu schützen, ... um die Birkhenne vor den Fängen des Räubers zu sichern und Taube und Rebhuhn, Junghase und Kitz? Oder aus reiner Mordlust? Sie, sie morden, um zu leben, aber wir.....?

Für Richard Wagner ist ein Jäger ein Mensch von rauher Natur, der aber sanft werden kann durch die Macht der Liebe, die sich auch auf sein Verhältnis zum Tier überträgt. "Seitdem er liebt, ist er nicht mehr der rauhe, unerbittliche Jäger, der beim Abschlachten des Wildes sich am Blute berauschte; sein Mädchen hat ihn das Göttliche der Schöpfung zu er-

kennen, und die geheimnisvoll aus der Waldstille zu ihm redenden Stimmen zu vernehmen gelehrt. Jetzt fühlt er sich oft vom Mitleid ergriffen, wenn leicht und zierlich das Reh durch die Gebüsche hüpft: dann erfüllt er mit widerwilligen Zagen seine Berufspflicht, und er kann weinen, wenn er die Thräne im Auge des gemordeten edlen Wildes zu seinen Füssen gewahrt."

Adalbert Stifter verurteilt die Jäger unerbittlich, findet aber eine Entschuldigung für ihre Hunde. Diese Haltung wurde ihm ganz klar, als er eines Tages bei einem Waldspaziergang auf einen eben erschossenen Hirsch stiess. Das Tier war sehr schön und erregte Stifters Mitleid. Das kaum gebrochene Auge und das sprechende Antlitz "war gleichsam ein Vorwurf gegen seine Mörder." Bald kamen auch die Jäger mit ihren Hunden zu dem toten Hirsch, und das Ganze bot ein Bild, das Stifter später noch vor Augen schwebte. Der Hirsch"war ein edler, gefallener Held und war ein reines Wesen. Auch die Hunde, seine Feinde, erschienen mir berechtigt, wie in ihrem Berufe. ... Nur die Menschen, welche das Tier geschossen hatten, waren mir widerwärtig, da sie daraus gleichsam ein Fest gemacht hatten."

Die Berechtigungsfrage wird auch in dem kleinen Hans Carossa lebendig, und zwar seinem Vater gegenüber, der ein ausgesprochener Feind der Kreuzottern war. Carossa lernte diese Schlangen kennen, als er mit seinem Vater, der Arzt war, zu "gebissenen Opfern" fuhr, die der Vater behandeln musste. Wenn dieser so eine Viper vor der Kutsche die Strasse kreuzen sah, "riss er dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und tötete das Reptil vom Sitze herab mit zwei heftigen Schlägen." Zu Hause hasste Carossa die Kupfernattern wie sein Vater, aber auf der Fahrt bekam er solch ein Tier richtig zu sehen, "bei dessen Anblick ich jedesmal ein wunderliches Gefühl erfuhr." "Vergessen waren die gebissenen Opfer, ich sah nur die sterbende Schlange, die mit der ganzen Notwendigkeit ihres Seins zum letztenmal aufglänzte, und als ein Irrtum, ein Übergriff erschien mir die väterliche Tat." Er tritt jetzt als Schutzherr der Schlange gegen seinen Vater auf und fragt, "ob nicht auch die Kreuzottern der liebe Gott erschaffen habe" oder "woher er denn wisse, dass gerade diese hier giftig sei, vielleicht sei sie zufällig unschuldig." Er erhielt die Antwort, dass die Schlangen es "mit dem Teufel" halten, und sein Vater ging aus Scherz mit der toten Schlange auf ihn los.

Auch die Erdspinnen geniessen seinen Schutz, "obwohl sie auf der Todesliste der Mutter ganz oben standen." Wenn diese Tiere in die Nähe der Mutter kamen, wurden sie zum Schutz mit Erde bestreut." Diese Sorge schliesst nachher jedes Tier ein. "Längst war ich davon abgekommen, Tiere zu töten, die für feindselig galten."

Wenn Hans Carossa es aufgibt, Tiere zu töten, die angeblich feindlich sind, und sie zum Schutz mit Sand bestreut, gehört er zu denen, die alles Lebendige bejahen. Wie Manfred Kyber zeigt, ist diese Haltung gar nicht so einfach. Der Egoismus der Menschen zeigt sich auch in dieser Frage. "Die meisten Menschen, die das als gesunde Weltanschauung predigen, bejahen gar nicht das Leben, sondern sie bejahen nur sich selbst. Das Leben verneinen sie- würden sie sonst Kriege führen, Tiere töten und ganze Wälder ausrotten? Das Leben bejahen heisst, alles Leben bejahen, sich selbst in Andacht eingliedern in alles brüderliche Dasein anderer Geschöpfe."

e) Tierquälerei.

Äusserungen über die Tierquälerei gehen gleichfalls zurück auf Tierliebe und Mitleid mit der Tierwelt. Über Tierquälerei als solcher wird nur wenig in

der deutschen Dichtung geschrieben, aber es gab trotzdem einen heftigen Bekämpfer der Tierquälerei: F.Th.Vischer. Er spricht öfters davon in s einen Schriften und macht keinen Hehl aus diesen schrecklichen Zuständen. Für ihn waren Tierquäler Menschen, die "oft zu Mördern und in politischen Stürmen zu Blutmenschen werden." Er geht sogar so weit, Tierquälerei als eine Vorbedingung für den Verbrecher anzusehen. "Jeder Verbrecher müsse nothwendig zuerst ein Thierquäler gewesen sein."

Mörike schrieb ein Märchen zur Bekämpfung der Tierquälerei:"Der Bauer und sein Sohn"; Waldemar Bonsels spricht in der "Biene Maja" von Tierquälerei bei Kindern. Schnuck, die Libelle, sagt darüber: "In den Menschen leben zuweilen Mordgelüste, die wohl ewig unaufgeklärt bleiben. ... Sogenannte Knabenmenschen haben Libellen gefangen genommen und ihnen aus purem Vergnügen die Flügel oder die Beine ausgerissen."

Wenn man aber den Begriff "Tierquälerei" erweitert und einen unbewussten Missbrauch der Tiere darin einschliesst, dann kommen noch andere Schriftsteller für dieses Thema in Betracht. Schopenhauer hat viel darüber geschrieben, und F.Th.Vischer und Schopenhauer ergänzen sich gegenseitig.

Über die Nichtbeachtung der Tiere klagt Manfred Kyber in "Stumme Bitten". Die stummen Bitten sind die Wünsche der Tiere, die von den Menschen unbeachtet bleiben. Ein Hammel, der zum Schlachthof getrieben wurde, war müde und durstig und bat um Rast und Wasser. Die Bitten waren stumm und blieben unbeachtet. Am Schlachthof wurde in dem Hammel eine grenzenlose Angst wach, und er wollte nach Hause. Es war eine stumme Bitte. "Die Welt ist voll von stummen Bitten, die nicht gehört werden. Es sind Menschen, die sie nicht hören. ... Gross und fragend sehn die Augen des Gautama Buddha auf die europäische Kultur."

Dieser Einfluss aus dem Osten, wo das Tier besonders hoch geachtet und gut behandelt wird, hat auch auf Artur Schopenhauer gewirkt, und über ihn ist er zu Richard Wagner gekommen, der auch eine grosse Liebe zu Tieren hatte und Mitleid mit der leidenden Kreatur fühlte.

In dem Abschnitt über die Naturwissenschaft sehen wir, dass Schopenhauer sich sehr mit dem Tier beschäftigte. Er gehörte ausserdem noch zu denen, die über unsere Behandlung bezw. Misshandlung der Tiere nachgedacht und geschrieben haben. In dieser Frage vergleicht er die europäische Kultur mit der orientalischen - Christentum mit Brahmanismus und Buddhis-

mus - und findet, dass die christliche Religion grosse Schuld an der Misshandlung der Tiere in Europa hat. "Ein anderer Grundfehler des Christentums ist," schreibt er, "dass es widernatürlicherweise den Menschen losgerissen hat von der Thierwelt.... die Thiere geradezu als Sachen betrachtend; während Brahmanismus und Buddhaismus... die augenfällige Verwandtschaft des Menschen ... in enger Verbindung mit der Thierwelt darstellen." Eine Niedertracht von unserer Seite sei die Tatsache, dass wir bei den Tieren andere Bezeichnungen gebrauchen für Verrichtungen, die wir mit ihnen gemeinsam haben, wie essen und trinken. Diese falsche Einstellung sei eine Folge der Genesis, wo geschrieben steht, dass der Mensch über die Tiere herrsche, d.h. mit ihnen tun könne, was er wolle - und ihn "noch dazu zum ersten Professor der Zoologie bestellt, durch den Auftrag, ihnen Namen zu geben, die sie fortan führen sollen." Dieses sei ein Symbol der Rechtlosigkeit der Tiere.

Bei jedem Glück kauft der Brahmane oder Buddhist Vögel auf dem Markt, um die Käfige am Stadttor aufzumachen und die Vögel frei zu lassen. Bei uns werden sogar die Nutztiere gequält durch zu anstrengende Arbeit. "Das sind die Folgen jener Installations-Scene im Garten des Paradieses. Denn dem Pöbel ist

nur durch Gewalt, oder durch Religion beizukommen: hier aber lässt das Christentum uns schmählich im Stich." Ein protestantischer Prediger, der von einer Tierschutzgesellschaft aufgefordert wurde, eine Predigt gegen Tierquälerei zu halten, verweigerte es aus dem Grunde, dass "die Religion ihm keinen Anhaltspunkt gebe." Der fromme Jung-Stilling - so berichtet Schopenhauer - zieht einmal einen Vergleich mit der Kreuzspinne, die sich verbrennend zusammenzieht in dem Brennpunkt eines Zündglases, ohne das Leid des Tieres dabei zu empfinden. "Das sind die Wirkungen des ersten Kapitels der Genesis und überhaupt der ganzen jüdischen Naturauffassung." Der Hindu und der Buddhist dagegen sagen über jedes Tier: "Dies bist du" als Richtschnur ihres Tuns.

Beeindruckt von dieser Haltung wendet Richard Wagner das "Tat-twam-asi" der Brahmanen an in seiner Beschreibung des Künstlers. "Der Künstler sagt sich in dem von ihm dargestellten Gegenstande: So bist Du, so fühlst und denkst Du, und so würdest Du handeln, wenn Du, frei von der zwingenden Willkür der äusseren Lebenseindrücke, nach der Wahl Deines Wunsches handeln könntest."

Dieses "Sich-selbst-erkennen" in einem Gegenstand der Aussenwelt wird für Richard Wagner "Kunst". "Die Kunst ist ihrer Bedeutung nach nichts Anderes, als die Erfüllung des Verlangens, in einem dargestellten bewunderten oder geliebten Gegenstande sich selbst zu erkennen, sich in den durch ihre Darstellung bewältigten Erscheinungen der Aussenwelt wiederzufinden."

Bei Schopenhauer geht das Mitleid mit den Tieren aber nicht so weit wie bei den Brahmanen. Die nordischen Völker dürfen und müssen tierische Nahrung zu sich nehmen. Doch ist es die Pflicht des Menschen, es auf schmerzlose Weise zu töten. Auch kann das Tier für den Menschen arbeiten, nur das Übermass der auferlegten Anstrengung wird zur Grausamkeit.

F.Th.Vischer hat ebenfalls die Grausamkeit gegen das Tier in einigen Aufsätzen bekämpft. Manches aus diesen Aufsätzen wird in sein Buch "Auch Einer" übernommen, wie die Beschreibung der ungerechten Hundefuhre und die Schilderung der sonst so guten Behandlung der Tiere in der Schweiz, wo er "in elf Jahren keine elf misshandelten Pferde gesehen" habe. Vielleicht geschieht diese Grausamkeit gegen den Hund, da die Leute nicht wissen, wie der Hund darunter leidet. Es ist sonst erstaunlich, dass dies gerade in der Schweiz geschieht, wo die übrigen Tiere bekannt-

lich gut behandelt werden. "Pferd und Rind wird menschlicher behandelt als irgendwo, und gerade da muss nun dieser Unfug der Hundefuhren herrschen, eine der allerschnödesten Formen der Barbarei." Dieses Karrenziehen der Hunde ist ein "Unfug" und gilt als Tierquälerei, denn "ein Pfotentier ist nicht zum Ziehen gebaut, weil ihm der Huf fehlt, in den Boden zu greifen." Deshalb muss es "das Sechsfache der Kraft aufwenden, die ein Hufthier braucht" und ist nach einem Vierteljahr "lahm im Kreuz und Sprunggelenk."

F.Th.Vischer schrieb ausführlich über die Misshandlung der Tiere in Italien, einem Land, indem die Tierquälerei herrscht. Wie Schopenhauer macht er die christliche Religion verantwortlich für diese Grausamkeit; er bleibt aber nicht auf einem theoretischen Standpunkt stehen, sondern er zeigt die enge Beziehung zwischen Kirche und Tierquälerei durch praktische Beispiele. Die Priester mit ihrer christlichen Religion seien zum grossen Teil schuld an dieser Misshandlung, indem sie sich nicht nur begnügten, nichts gegen die Tierquälerei zu tun, sondern auch das Volk in dieser Praxis unterstützten mit ihrer Lehre, dass das Tier nicht empfindlich sei, da es nicht christlich

sei. Das sei eine rein geschäftliche Auffassung, da die Religion das Tier nicht gebrauchen könne. ... "Ein Wesen, das nicht beichten und Absolution empfangen kann, gegen Weihwasser und heiliges Oel gleichgültig ist, muss keine Seele haben," doch hat Moses das Tier in Schutz genommen. Obwohl die Priester diese Lehre verbreiten, wissen sie ganz genau, dass das Tier leiden kann, sonst würden sie den Leuten nicht raten, ein Tier heftiger zu schlagen, um es durch diesen gesteigerten Schmerz zu grösserer Leistung zu bringen oder um die "Oberherrschaft des Menschen" dadurch zu zeigen. Dieser anscheinende Widerspruch findet eine Erklärung, denn der Mensch "lügt sich dagegen vor, das Thier sei empfindungslos, wenn das Gewissen aufsteigen will, das denn doch auch im Barbaren nicht ganz stumm ist."

Diese grausam egoistische Haltung den Tieren gegenüber äussert sich auch im "Wegfangen und Schiessen der kleinen Vögel, selbst der schönsten Singvögel, für die Küche, wodurch sich der Italiener des besten Beistandes gegen seine lästigen Feinde, die Insekten, und der anmuthigen Belebung der Landschaft so unsinnig beraubt."

Leider beschränkt sich diese Misshandlung der Tiere nicht nur auf Italien, und F.Th.Vischer muss mit Schmerzen feststellen, "dass an Grausamkeit gegen das Thier nach dem Italiener gleich der Schwabe kommt, das hat mehr als einer gesagt, der Schwaben und Italien kennt."

Die Tiere werden hier misshandelt, indem sie zu grosse Lasten ziehen müssen oder nicht in einem leistungsfähigen Zustand gehalten werden. Man schlägt die Tiere, damit sie sich mehr anstrengen. In Württemberg kann man sehen, "wie ein roher bösartiger Fuhrknecht den Fehler, den er in der Leitung gemacht hat, durch viehisches Hauen unter Flüchen die unschuldigen Tiere entgelten lässt." F.Th.Vischer beobachtet auch bei dem Errichten eines Hauses, wie die Tiere geschlagen werden, und wünscht, nicht in diesem Hause zu wohnen, aber bei dem Wunsch bedachte er nicht, dass auf seinem Haus "derselbe Fluch liegt, auf den Jammerstand unbarmherzig misshandelter Kreaturen gebaut zu sein." Diese Grausamkeit steigert sich zu den Ausnahmefällen, "wenn ein Fuhrmann seinem Pferd in der Wut zehn Messerstiche versetzt, wenn ein anderer dem Tiere, das die Last nicht weiter bringt, einen Strick um die Zunge schnürt, es dann

vorwärts zerrt und ihm dabei natürlich die Zunge ausreisst."

Diese Misshandlung der Tiere kommt bei den Wilden nicht vor. "Der Wilde ist menschlich gegen sein Tier, die Scheusale der Grausamkeit sind bei dem Pöbel der zivilisierten Welt zu suchen."

f) Tierschutz.

Schopenhauer und F.Th.Vischer sind der Meinung, dass die Polizei für den Tierschutz sorgen müsse, wo die Religion versagt, damit die Tierquälerei beseitigt werden. Schopenhauer spricht von Tierschutzvereinen, die sich in Europa und Amerika bilden, "welche hingegen im ganzen unbeschnittenen Asien die überflüssigste Sache von der Welt seyn würden, als wo die Religion die Thiere genugsam schützt." In dieser Beziehung hat Deutschland viel von England gelernt. "Zum Ruhm der Engländer also sei es gesagt, dass bei ihnen zuerst das Gesetz auch die Thiere ganz ernstlich gegen grausame Behandlung in Schutz genommen hat."

F.Th.Vischer findet aber, dass man den Tierschutzgesetzen zu leicht ausweichen kann und beklagt sich weiter: "Im übrigen wissen wir wohl, dass die Polizei nicht ersetzen kann, was Schule, Kirche, Familie und stumpfes, mitleidloses Zuschauervolk versäumen."

Adalbert Stifter hält die Tierquälerei für die Folge einer schlechten Erziehung. In seinem "Nachsommer", wo er von dem Jüngling Gustav und seiner Freude an den Singvögeln spricht, bemerkt Stifter, dass eine schlechte Behandlung der Singvögel "den Kindern nicht angeboren ist, sondern dass dieser Zerstörungstrieb, wenn er da ist, von Eltern oder Erziehern hervorgerufen und in diese Bahn geleitet wurde, und dass er durch eine bessere Erziehung sein Gegenteil wird."

F.Th.Vischer las in der Augs.Allg.Ztg. von einem Bayern, der ein Beispiel der vorbildlichen Behandlung der Tiere gab. "Ich habe gewöhnliche Fuhrleute beobachtet, die unverdrossen, ohne einen Schlag zu tun, selbst ohne Knallen mit der Peitsche, mit Zureden, Streicheln u.dgl. fortfuhren, bis die Pferde die Leistung ermöglichten."

Dieses ist aber nicht bloss irgend ein gewünschtes Ziel; es ist die Pflicht der Menschen den Tieren gegenüber, ganz gleich, was für einen Nutzen wir von dem Tier haben oder ob wir überhaupt einen Nutzen von dem Tier haben. "Kein Tier ist lediglich dazu auf der Welt, uns Menschen zu erfreuen; wir müssen vielmehr darauf bedacht sein, auch ihm Freude zu machen." - Paul Eipper.

3) Das Verhalten der Tiere zu den Menschen.

a) Ansichten der Tiere über die Menschen.

Um die Ansichten der Tiere über die Menschen zu schildern, lassen die Dichter die Tiere oft selbst reden. Vielfach können die Tiere die Taten der Menschen nicht verstehen, und diese Unverständlichkeit wirkt oft humoristisch auf uns.

Puck, die Stubenfliege, sagt über uns in Bonsels "Biene Maja": "Wenn die Menschen vor ihn (den Spiegel) hintreten, fahren sie sich entweder in die Haare, oder sie reissen an ihrem Bart."

Hermann Löns erzählt von einem Hund, der nicht ganz mit der "Nase" seines Herrn zufrieden ist und darüber sagt: "sonst würde er es nicht aushalten, das Zeug zu rauchen, das ich für den Tod nicht ausstehen kann, und Apfelsinen zu essen und Bier zu trinken, Dinge, die jeder feinen Nase entsetzlich sind."

Die komische Seite dieser Unverständlichkeit kommt auch zum Ausdruck, wenn eine Wildschweinmutter ihre Kinder über die Menschen unterrichtet (v.Kapherr): Es gibt ... verschiedene Sorten Zweibeine. Die eine Sorte habt ihr zwar noch nicht geäugt, aber schon oft gewittert. Sie riechen ziemlich sauer und die Männchen ausserdem noch nach Rausch." Das sind die Bauern, die

in Feld und Wald arbeiten und Gras, Körner und Kartoffeln wegnehmen grade, wenn die Wildschweine sie fressen wollen."Wahrscheinlich fessen sie sie selber."... "Eine andere Sorte Zweibeine kommt nur an bestimmten Tagen und immer in Rotten. Diese riechen wiederum säuerlich, aber fast nie nach Rauch. Sie machen viel Lärm und schreien sehr laut, als ob sie Schmerzen hätten." Das sind anscheinend Wandergruppen, die zwar ungefährlich sind, aber sich schlecht benehmen. "Kein Schwein will mit ihnen was zu tun haben."

In diese humoristische Beschreibung kommt aber ein ernster Klang, wenn die Wildschweinmutter fortfährt, von den Jägern zu sprechen. "Ausser diesen Zweibeinen, die nur unangenehm, aber nicht gefährlich sind, gibt es die gefährlichen Zweibeine, die wir die Raubzweibeine nennen. ... Alle aber haben einen langen glitzernden Stock bei sich, aus dem sie Feuer und Donner werfen. ... Am allerschlimmsten aber sind die Zweibeine, die nicht nur die Feuerstöcke, sondern noch Hunde bei sich haben."

Die Maikäfer bei Widmann lehnen den Menschen in jeder Beziehung ab. "Dem Menschen ist Gewalt gegeben über die Thiere des Feldes", aber er benutzt diese Gewalt nicht, um Gutes zu tun, sondern um das Los der

Tiere noch ärger zu gestalten. "Ai, das ist aine beese, beese Rasse. Sie schlagen unserainen einfach tot." Das tun sie "wahrscheinlich zum Vergnichen, weil se bees sind."

Freude zeigen die Maikäfer nur, wenn ein Mensch sich an einem Baum aufgehängt hat. "Trügen alle Bäume doch dergleichen Frucht."

Als Naturphilosoph hat Schopenhauer schon gesagt, dass die Tiere keinen Selbstmord begehen. Die Maikäfer sehen das nur als einen Vorzug an, halten den Selbstmord für eine abscheuliche Tat, und über die Menschen, die diese Tat vollbringen, sagen sie in voller Verachtung: "Und dennoch nennen sie uns "Ungeziefer."

In Widmann's Werk "Der Heilige und die Tiere" zitiert die Schlange einmal den biblischen Satz: "Zur Mördergrube soll sein Herz nicht machen der Mensch." Darüber muss aber selbst ein Gott lachen, denn "diese Brut wird nie und nimmer besser, wie seit Aeonen gilt in Zukunft auch Krieg gegen alle bis aufs Messer." "Der Mensch ist besten Falls das schlimmste Tier."

Das ist ein sehr pessimistisches Wort, aber gar nicht vereinzelt in der Dichtung. Die Idee "der Mensch als schlimmstes Tier" kommt öfter vor. Schopenhauer erzählt, wie der Mensch sogar gegen sich selbst grau-

sam ist. Er braucht wirklich nur die rechte Gelegenheit, dann tobt er und rast in Kampf- und Kriegslust. "Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Thier."

Auch Paul Eipper, der den Menschen als den schlimmsten Feind des Tieres ansieht, beschreibt das Raubtier im Menschen: "Wesen ist der Mensch, der vernunftbegabte Kronensohn der Schöpfung, fähig, wenn er Hunger leidet! Raub und Totschlag sollen deswegen schon vorgekommen sein an allen Enden der Welt, und Augenzeugen haben sogar berichtet, dass in verzweifelten Schiffbruch- und Strandungsnöten der eine Menschenbruder den anderen aus Hungerwahnsinn auffrass."

b) Die Schwierigkeit, in die Tierseele einzudringen.

Obwohl der Mensch sich mit dem Tier irgendwie verwandt fühlt, wird die Kluft zwischen beiden trotz aller Versuche der Menschen doch nicht ganz überbrückt. Manche haben vielleicht nicht die richtige Art, andere bemühen sich gar nicht darum. In der "Biene Maja" sagen die Insekten: "Der Mensch hat bisher über uns Insekten nur recht wenig in Erfahrung gebracht. Über unser Seelenleben weiss er fast nichts und auf unser Herz und seine Ängste nimmt er nicht die kleinste Rücksicht."

Widmann verherrlicht die Tiere in dieser Abgrenzung. Sie lehnen die Menschen ab als nicht wert, von der Tiere Schmerz Kenntnis zu nehmen. Die Tiere bilden eine den Menschen verschlossene Welt, die ewig von diesen getrennt bleibt und ihre Geheimnisse für sich behält. Das edle Ross warf den Zauberring fort, der den Menschen die Tierwelt aufschliessen könnte. Von nun an werden die Tiere ihre Leiden in Stille tragen. "Stolz zu verbergen sie, ist unser Recht." Diese Verborgenheit können die Menschen nicht durchdringen. "Verschleiert sind der Tiere Seelen, und unseren Sinnen ihre Sprache schweigt." Selbst der Heilige irrt unter den Tieren umher, "nur in einem Aussenringe, der voll Gestalten ohne Geist, um ein verborgenes Geheimnis kreist."

Diese Verherrlichung der Tiere, besonders der Pferde, den Menschen gegenüber ist ein Gedanke, dem der Engländer Jonathan Swift in seinem Werk "Gulliver's Travels" schon Worte verliehen hat. Der Reisende kommt auf eine Insel, die eine wahre Utopia ist. Unwahrheiten und Intrigen sind hier nicht bekannt. Sogar der Ausdruck für "Unwahrheit" fehlt auf der Insel. Er wird umständlich ersetzt durch "Das, was es nicht gibt." Die Herrscher dieser Insel sind die Houynhnms,

Pferde, und ihre Diener sind die Yahoos, Affen. Swift beschreibt bei dieser Gelegenheit ausführlich die Unvollkommenheiten der Menschenwelt im Gegensatz zu dieser Pferdeinsel.

Einige Menschen kommen näher an das Geheimnis der Tierseele heran als andere. Die Erfolgreichen haben sich Zeit und Ruhe gelassen, die Natur kennen zu lernen; sie zu zwingen ist unmöglich; dann verschliesst sich alles. "Geduld, das war vor allem, was der Wald forderte." (Waldemar Bonsels). Die Stille des Waldes übertrügt mehr als das Reden der Menschen. Der Rabe belehrte Mario "in so tiefem Schweigen, dass darin sonderbare und wunderbare Stimmen aus Urzeiten erwachten."

c) Liebe, Treue und Dankbarkeit der Tiere guten Menschen gegenüber.

Paul Eipper erzählt, wie die Tiere sich zu den Wärtern verhalten. Eine so enge Freundschaft wird zwischen beiden angeknüpft, dass Raubtiere, zum Beispiel Tiger, die Hand ihres Wärters lecken, vor Freude tanzen, wenn er da ist und betrübt sind, wenn er sie verlässt. Sogar Walrosse und See-Elefanten sind für Zärtlichkeit empfünglich.

Diese Liebe und Treue ist die Belohnung der Liebe und Sorge für das Tier. Es gibt auch viele Beispiele

für die Liebe und Treue der Tiere ihren Beschützern gegenüber.

Dass Tieck's "Kater Hinze" den Gottlieb nicht verlassen wollte, wurde schon erwähnt. Der kleine Hund "Widu" in der Geschichte von Hermann Löns setzt sein Leben öfter für die Menschen ein, die ihn vor den Tierquälern retteten. Dass diese Treue sogar für das Tier zu einem inneren Zwiespalt führen kann, zeigt Marie von Ebner-Eschenbach in ihrer Geschichte "Krambambuli". Als die zwei Herren von Krambambuli sich feindlich gegenüberstehen, kann der Hund sich sehr schwer entscheiden, wem er treu bleiben will - dem neuen Herrn, dem Förster, oder dem alten Herrn, der Wilderer geworden ist. Er läuft aber schliesslich zu seinem alten Herrn, den der Förster gleich für seine Missetat erschiesst. Der Hund war seinem alten Herrn mit so grosser Freude entgegengesprungen, als dieser auf den Förster schiessen wollte, dass der Schuss fehl ging. Da Krambambuli ihm bei dieser Begegnung nicht treu blieb, will der Förster ihn nun erschiessen, aber er kann es nicht, da der Hund ihn so ergeben ansieht und treu bei der Leiche sitzt. Das Band zwischen Hund und Förster ist zerrissen. Der Hund wandert dann allein wild durch den Wald, wird mager vor Hunger, kommt aber am letzten Tag sei-

nes Lebens zurück, um bei dem Förster zu sterben.

Die Treue des Tieres kann manche harte Probe bestehen. In seiner Erzählung "Abdias" hat Adalbert Stifter ein schönes Beispiel einer solch unerschütterlichen Treue gegeben. Als Abdias mit seinem Hund Asu durch den Wald ging, wollte Asu die Überquerung eines Wässerleins verhindern. Abdias erschoss ihn dafür, aber er entdeckte die Erklärung für dieses rätselhafte Benehmen des Hundes, als er merkte, dass er einen Gürtel mit Silbermünzen im Wald liegen gelassen hatte. Darauf kehrte er zurück, und "endlich kam er an die Waldstelle, er fand dort den Gürtel - und den sterbenden Hund vor demselben liegend." Leider konnte Abdias sein Unrecht dem Hunde gegenüber nicht mehr gut machen, aber trotz dieses Unrechtes blieb der Hund bis zum letzten treu. "Das Thier machte vor Freuden unbeholfene Versuche zu wedeln und richtete das gläserne Auge auf Abdias. Da dieser auf den Hund niederstürzte, ihm Liebkosungen sagte und die Wunde untersuchte, wollte das Tier mit matter Zunge seine Hand lecken - aber es war nicht mehr möglich und nach einigen Augenblicken war es todt."

d) Der Mensch als Erlöser der Tiere.

Nicht nur der Mensch, sondern auch das Tier sehnt sich nach Erlösung von seinen Ketten und blickt auf den Menschen in der Hoffnung, dass er es erlösen wird. Manfred Kyber schreibt darüber, "Das Licht zu suchen, ist eben die Aufgabe der Menschen, die Gott ihnen gegeben, und sie müssen es suchen und finden für sich, für die Tiere, Pflanzen und Steine, für die Elfen und Männchen, und für alles was mit ihnen lebt. Das ist eine recht schwierige Geschichte." "Es warten so viele Menschen und Tiere darauf, die Welt ist verworren, und überall gibt es unerlöste Seelen."

Um diese Erlösung zu erlangen, müssen die Menschen wieder gute Hirten werden und Güte erweisen. "Durch jeden Gedanken der Güte wird ein unguter Mensch besser, ein wildes Tier weniger reissend, und eine giftige Pflanze weniger gefährlich." Die Tiere ihrerseits vergessen ihre Helfer nicht und rufen zum Beispiel der kleinen Veronika zu, die sich um sie bemühte: "Gesegnet sei dein Weg, Veronika; du wanderst nach Montsalvat, hilf uns erlösen."

Diesen Gedanken der Erlösung der Tiere findet man man auch in der Bibel, und zwar im ersten Römerbrief des Apostels Paulus, im 8. Kapitel, Vers 19-22:

"Denn das ängstliche Harren der Creatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.

"Sintemal die Creatur unterworfen ist der Eitelkeit, ohne ihren Willen, sondern um dess willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung.

"Denn auch die Creatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

"Denn wir wissen, dass alle Creatur sehnet sich mit uns, und ängstiget sich noch immerdar."

C. Schluss:

Zusammenfassung.

In dem Vorhergehenden haben wir gesehen, wie der Mensch, bewogen durch seine Liebe zum Tier, versucht, dem Tier immer näher zu kommen in Naturwissenschaft und Dichtung. Wir sahen, wie man das Tier als einzelnes Wesen beschreibt oder wie es unter seinen Artgenossen lebt. Wir haben das Tier gesehen als Nutztier, als Diener der Menschen, als ihr Bruder und sogar als ein höherwertiges Geschöpf. Es ist unmöglich zu sagen, was wir dem Tier zu verdanken haben. Gewiss, ohne das Tier hätten wir es nicht so weit bringen können, rein sachlich gesehen, aber auch unserem Seelenleben hätte etwas gefehlt. Jedenfalls ist unser Dank dafür nicht ausreichend, und sehr oft wird er zum Undank. Friedrich Hebbel hat nur zu wahre Worte geschrieben in seinem Gedicht "Auf das Tier." Hier wird ein Gleichnis herangezogen aus Shakespeare's "Sturm", wo Kaliban Prospero mit seiner Insel vertraut macht, wofür er von Prospero zum Sklaven gemacht wird. Das Tier ist dieser Kaliban und der Mensch ein Prospero. Hebbel schreibt über das Tier:-

"Du bist der arme Kaliban der Welt,
Du hast dem Menschen jede Frucht gezeigt,
Die auf der Erde Saft und Mark enthält,
Und dich ihm stumm, als deinem Gott, geneigt.
Dir dankt er's selbst, dass er die Quelle kennt,
Worin er sich den Leib verjüngen kann,
Doch seit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
Verhängt er über dich den Todesbann,
Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht."

Manche möchten diesen "Todesbann" brechen, das Tier in seinem vollen Werte kennen lernen und anerkennen, aber es gelingt ihnen nie. Indem der Mensch sich durch seine Entwicklung dem Tierischen immer mehr entfremdete, erstand die undurchdringliche Scheidewand zwischen Mensch und Tier. Manche versuchen sie zu überwinden, und sie kommen vielleicht etwas näher, aber man ist da noch immer auf dem Wege und nicht am Ziel.

D. Anhang:

Die ausländische Dichtung in der neueren Zeit.

In der deutschen Literatur wird manchmal der Unterschied in der Behandlung der Tiere bei den germanischen und romanischen Völkern erwähnt. Wir sahen schon, was F.Th.Vischer über die Grausamkeit der Italiener in der Behandlung der Tiere zu sagen hat. Er spricht die Hoffnung aus, dass dies sich in Italien bessern würde, und glaubt schon eine Besserung zu merken. Wenn aber Hermann Löns später über die Singvögel schreibt, muss er zugeben, dass die Fortschritte in dieser Beziehung immer noch nicht weit vorgedrungen sind. Dass es in Deutschland anders und besser ist, erfüllt ihn mit Stolz. Als moderne "fahrende Sänger" dürfen die kleinen Singvögel "frei bei uns schweifen, bis im Süden, in der italienischen Schweiz, in Welschtirol und in Italien der Mensch ihnen wieder mit Drosselherd und Schiessgewehr nachstellt.

Wir aber wollen uns freuen, dass dieser Unfug bei uns aufgehört hat, dass nicht mehr mit Sprenkel und Dohne vermindert werden im deutschen Vaterlande die fahrenden Sänger."

Die verhältnismässig kleine Zahl an Tiergärten in den romanischen Ländern weist auch hin auf eine geringere Anteilnahme an dem Tier.

Da die Liebe zum Tier eine notwendige Voraussetzung zu einer echten Tierdichtung ist, ist diese Seite der Dichtung bei den Romanen viel geringer entwickelt.

Die Liebe zum Tier ist aber in Europa nicht nur auf die Deutschen beschränkt, sondern sie findet sich auch bei den den Deutschen verwandten Völkern, so dass man sie als ein germanisches Kennzeichen ansehen kann. Auch bei diesen Völkern gibt es eine Darstellung des wirklichen Tieres, in vielen Zügen der deutschen ähnlich. Um auf einige dieser Schriftsteller hinzuweisen, darf ich erwähnen: aus Amerika - Ernest Thompson Seton, dessen Tierbücher auch der deutschen Jugend bekannt sind; aus England - Rudyard Kipling. Hugh Walpole oder Virginia Woolf mit ihrer reizenden Geschichte "Flush", von einem Spaniel erzählend, der nur für seine Herrin lebt. - Der Schwede Bengt Berg ist einer der bekanntesten Tierforscher, der viel über seine Forschungsarbeit schrieb und uns die Tiere lebendig darstellt. Ursprünglich ein Jäger und ein Verteidiger der Jagd, zeigt sich ein Wandel in seinem Leben, und er treibt für uns jetzt "die Jagd mit der

Kamera" wie er sie nennt. Der Jagd hat er aber vieles zu verdanken, da er hier die Lebensart der Tiere richtig kennenlernte. - Von Jägern als Tierkennern hat Adalbert Stifter schon geschrieben. - Auch die Bücher von Svend Fleuron und Mikkjel Fönhus sind weit bekannt.

Die ausländische Dichtung bekommt manchmal eine andere Färbung als die deutsche, da man in einem anderen Verhältnis zum Tier steht oder anderes an ihm sieht. So beschreibt Fönhus zum Beispiel den kalten Norden der Lappländer in seinem Buch "Wölfe". Die Lappländer haben ein hartes Dasein und leben von ihren Renntieren. Die Wölfe als Feinde der Renntiere sind auch die Feinde der Menschen und müssen rücksichtslos getötet werden. Eine Romantik von Fr. Schnack würde man hier schwerlich finden, obwohl die Lappländer ihren eigenen Tieren viel Liebe erweisen.